

No. 7 / 2022

Diakonie  Düsseldorf

# dialog



Armut

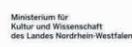


# Tanz für Menschen mit Parkinson

Wöchentlicher Kurs im tanzhaus nrw in Düsseldorf

Weitere Informationen und Anmeldung direkt vor Ort, unter [tanzhaus-nrw.de](http://tanzhaus-nrw.de) oder telefonisch unter 0211/17270-27.

**tanzhaus nrw**  
düsseldorf



Michael Schmidt,  
Diakoniepfarrer

## Auf dem Cover

Blick aus dem Fenster eines Hostels in Berlin, in dem wohnungslose Menschen während der Pandemie untergebracht worden waren.

Mehr Fotos von Tamara Eckhard finden Sie in unserer Fotostrecke ab Seite 12.

## Liebe Leserinnen und Leser,

willkommen zum dialog 07, in dem wir uns einem unbequemen Thema widmen. Denn über Armut, so selbstverständlich sie zu sein scheint, spricht man normalerweise ja nur dann offen, wenn man nicht selbst betroffen ist. Sozialwissenschaftler\*innen, Theolog\*innen und andere Expert\*innen können Armut trotz aller Relativität sehr genau definieren, können ihre Wirkung und Auswirkung auf den Einzelnen wie die Gesellschaft gut beschreiben und zeigen immer wieder neue Wege auf, wie Armut überwunden werden kann.

Doch das kann nicht alles sein. Denn Armut ist keine Krankheit, und doch leiden Menschen an ihr und werden durch sie an Leib und Seele krank. Armut ist kein unausweichliches Schicksal, und doch hat sie einen schicksalhaften Einfluss auf das Gelingen des Lebens. Wie schnell und unerwartet das Leben von Armut beeinflusst werden kann, haben viele in den vergangenen Monaten erfahren und erleiden müssen. Ständig steigende Lebensmittel- und Energiekosten verzehren das Einkommen immer schneller, so dass „am Endes des Geldes noch ganz viel Monat übrig ist“.

Über Armut, ihre Wirkung und Auswirkung auf das Leben in sowohl vermeintlich reichen wie sehr armen Ländern, kann man nur verantwortlich sprechen, wenn Armut auch sichtbar wird, wenn Lebensgeschichten erzählt und Lösungen mit Betroffenen ehrlich diskutiert werden.

Dieser Aufgabe stellt sich der dialog 07 und Sie sind eingeladen, sich am Dialog zu beteiligen. Denn dass es allezeit arme Menschen gibt, wie Jesus gegenüber seinen Freunden feststellt, bedeutet nicht, dass Armut klaglos hinzunehmen wäre. Ganz im Gegenteil, es ist die Herausforderung, sich aus Überzeugung einzusetzen für jeden Einzelnen, so dass er seine Armut überwinden kann, und für die Veränderung der Gesellschaft, dass Armut endlich und nachhaltig überwunden wird. Ich bin mir sicher, dass überall dort, wo dieser Dialog aufgenommen und geführt wird, der wichtige erste Schritt zur Überwindung von Armut gegangen wird. Und der zweite Schritt, vom Reden ins Tun bzw. vom Glauben an Gerechtigkeit ins Handeln zu kommen, ergibt sich fast von selbst. Auch das spiegelt sich im dialog 07 wider.

„Es wird immer Arme bei euch geben...“

Matthäus 26, 11a

Ich wünsche Ihnen gute Erkenntnisse beim Lesen und freue mich auf die Fortsetzung des Dialogs in persönlichen Begegnungen.

Ihr Michael Schmidt

Ihr Michael Schmidt

# D'haus Open Air 2022



Kilian Ponert. Foto: Thomas Rabsch

Der  
**Diener  
zweier  
Herren**  
von Carlo Goldoni  
**27.5. – 3.7.**  
vor dem Schauspielhaus

**D'haus**  
Düsseldorfer  
Schauspielhaus

Stadtwerke  
Düsseldorf   
Exklusivpartner

## Thema Armut

- 6 Immer ärmer**  
Armutsforscher Prof. Dr. Christoph Butterwegge im Gespräch
- 11 Armut ist kein Zufallsprodukt!**  
Ein Gastbeitrag von Präses Thorsten Latzel
- 12 Einfach weil es wichtig ist**  
Eine Fotoserie von Tamara Eckhard
- 20 Laut, eifrig, gut gelaunt**  
Manomama – das erste Social Business in der Textilindustrie
- 24 Echte Demokraten teilen**  
Ein Gastbeitrag von BASF-Erbin Marlene Engelhorn
- 26 Wo Wasser Licht und Hoffnung erzeugt**  
Maya-Familien versorgen sich selbst mit Strom
- 32 Mit Geld kann jeder**  
Wie Voerdes Bürgermeister gegen den Verfall der Stadt kämpft
- 35 Hassels-Nord – Das sind wir!**  
Warum der Düsseldorfer Stadtteil besser ist als sein Ruf
- 38 Wie Uwe Lübbermann die Wirtschaft hacken will**  
Im Hamburger Getränkekollektiv werden die Kollektivist\*innen nach Einheitslohn bezahlt
- 42 Wenn die Rente zum Leben nicht reicht**  
Zwei Seniorinnen erzählen vom Leben im Alter mit wenig Geld
- 46 Mama allein zuhaus**  
Als Alleinerziehende immer knapp bei Kasse
- 50 Keine Aufstiegsgeschichte**  
In der Kindheit von Autor Olivier David war das Geld ständig knapp
- 53 Energie – einfach unbezahlbar**  
Florin Vondung vom Wuppertal Institut im Interview
- 56 Arbeiterkinder**  
Julia und Fabian studieren als Erste in ihrer Familie

## Diakonie Düsseldorf

Jugend und Familie  
Gesundheit und Soziales  
Leben im Alter

- 60 Hilfe in schweren Zeiten**  
Wie Menschen in Düsseldorf ein Zeichen gegen den Ukraine-Krieg setzen
- 62 Efie en Efie**  
Ein Projekt für Frauen aus West- und Ostafrika
- 64 Von Madrid nach Düsseldorf**  
Spanische Fachkräfte in Düsseldorfer Kitas
- 66 Möbel machen was mit Menschen**  
Ein schickes Café für wohnungslose Frauen
- 68 Diagnose Demenz**  
Was Betroffene und ihre Angehörigen jetzt brauchen
- 70 Kurz und knapp**
- 70 Impressum**

# Immer ärmer

Die Schere zwischen Arm und Reich geht schon seit Jahren auseinander – die Corona-Pandemie und der Ukraine-Krieg haben die Polarisierung noch einmal verstärkt. Was tun? Impulse zur Veränderung müssten aus der Mitte der Gesellschaft kommen, fordert der Kölner Politikwissenschaftler und Armutsforscher Prof. Christoph Butterwegge.

**Herr Prof. Butterwegge, wenn Sie durch Städte wie Köln oder Düsseldorf laufen, wo wird Armut besonders sichtbar?**

Zum Beispiel in der Bahnhofsgegend, wo sich die Armut konzentriert. Man sieht viele Obdachlose, die betteln. Hier haben wir es mit absoluter Armut von Menschen zu tun, die ihre Grundbedürfnisse nicht befriedigen können. Sie haben oft nicht genug zu essen, keine den klimatischen Bedingungen angemessene Kleidung, kein Obdach und keine medizinische Grundversorgung. Diese extreme oder existenzielle Armut, wie sie auch bezeichnet wird, verorten viele im Globalen Süden und tun so, als gäbe es sie in Deutschland nicht. Laut Angaben der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe leben in Deutschland allerdings 45.000 Menschen auf der Straße und es gibt 258.000 Wohnungslose.

**In der Wissenschaft ist auch von relativer Armut die Rede. Was ist darunter zu verstehen?**

Relativ arm ist jemand, der seine Grundbedürfnisse zwar befriedigen kann, sich in einem so reichen und wohlhabenden Land wie Deutschland aber nicht leisten kann, was für andere normal ist: ab und zu in ein Restaurant zu gehen, ins Kino oder ins Theater. All das fällt wegen Geldmangels flach. Bei Kindern zeigt sich relative Armut daran, dass Zoo-, Kirmes- und Zirkusbesuche kaum möglich sind, geschweige denn ein Urlaub. Das sei Jammern auf hohem Niveau, heißt es oft. Aber: Relative Armut kann sehr wohl erniedrigend und entmutigend sein. Ein Jugendlicher, der beispielsweise im tiefsten Winter mit Sandalen auf dem Schulhof steht, leidet mitunter mehr darunter, von seinen Klassenkameraden ausgelacht zu werden, als an der Kälte. Relative Armut heißt nicht so, weil man sie relativieren sollte. Sie

ist relativ zum Lebensstandard der Wohlhabenden und Reichen zu sehen, die den Armen gegenüberstehen.

**Als relativ arm gilt jemand, der weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung hat.**

Das ist eine Konvention der Europäischen Union, um eine Grenze zu finden, unterhalb derer man von Einkommensarmut sprechen kann – oder von Armutsgefährdung, was aber, wie ich finde, verharmlosend ist. Die Grenze liegt in Deutschland momentan bei 1.126 Euro netto für einen Alleinstehenden. Wer davon in einer Stadt wie Düsseldorf oder Köln eine Wohnung mieten muss, lebt auf einem Minimalstandard, den ich als Armut bezeichne. Zwar kann es sein, dass jemand eine Eigentumswohnung besitzt, dann wären die 1.126 Euro vielleicht ausreichend. Aber wer so wenig Geld verdient, hat normalerweise kein Wohneigentum. 13,4 Millionen Menschen in der Bundesrepublik sind betroffen. Das sind immerhin 16,1 Prozent der

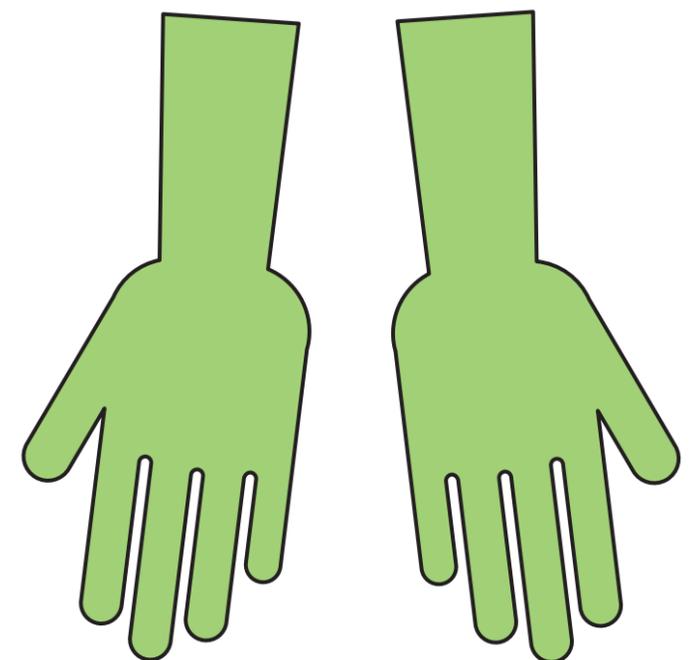
Bevölkerung – ein Rekordstand. Armut ist zwar nicht ansteckend, breitet sich aber immer weiter aus.

**In welchen Gruppen ist Armut besonders ausgeprägt?**

Ein besonders hohes Armutsrisiko trifft Erwerbslose, von denen mehr als 50 Prozent weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung haben. Bei den Alleinerziehenden sind es über 40 Prozent, bei den Menschen mit ausländischem Pass mehr als 35 Prozent und bei kinderreichen Familien mehr als 30 Prozent.

**Wie stark ist Armut unter Erwerbstätigen verbreitet?**

Mehr als die Hälfte der von Armut betroffenen Menschen sind erwerbstätig. Es ist also ein nicht auszurottendes Vorurteil, zu sagen: Die Armen liegen auf der faulen Haut. Der Niedriglohnssektor ist das Haupteinfallstor für heutige Erwerbs- und spätere Altersarmut. Zwischen 20 und 25 Prozent



## „Wer gerade 40 Euro für Mobilität im Regelsatz der Grundsicherung hat, wird kaum nach Berlin fahren, um vorm Kanzleramt zu demonstrieren.“

der Beschäftigten arbeiten bundesweit im Niedriglohnsektor. Dazu zählen auch die vielen Paketzusteller\*innen, Getränkelieferant\*innen und Fahrradkurier\*innen, deren Verdienst am Rande oder innerhalb der Armutszonen liegt.

### Wie stark zeigt sich relative Armut bei Kindern sowie im Alter?

Von den Minderjährigen sind etwas mehr als 20 Prozent betroffen, 2,8 Millionen Kinder und Jugendliche. Bei Senioren sind es 16,4 Prozent – leicht über dem Durchschnitt, wobei das Armutsrisiko der über 64-Jährigen zuletzt am stärksten zugenommen hat. Ich spreche daher von einer Reseniorisierung der Armut. Wenn man nicht gegensteuert – und das hat man mit der Grundrente nur minimal getan – wird die Altersarmut in Zukunft zu einem besonders drängenden Problem.

### Was sind die Ursachen für die zunehmende Armut?

Ich sehe drei Ursachenbündel. Erstens die Deregulierung des Arbeitsmarktes seit Anfang des Jahrtausends. Da hatten die Hartz-Gesetze und die Agenda 2010 einen wesentlichen Einfluss. Der Kündigungsschutz wurde gelockert, die Leiharbeit liberalisiert und mit den Minijobs eine Armutsfalle besonders

für Frauen eingeführt. Das zweite Moment ist die Demontage des Sozialstaates und der gesetzlichen Rentenversicherung, deren Beiträge für Unternehmen gesenkt wurden. Dafür hat man in Kauf genommen, dass die Alters- und Erwerbsarmut der Beschäftigten steigt. Das Dritte ist die Steuerpolitik. Durch sie ist die sozio-ökonomische Ungleichheit gewachsen. Wohlhabende wurden begünstigt, während mit der Mehrwertsteuer diejenige Steuer, die Arme am meisten trifft, im Jahr 2007 von 16 auf 19 Prozent erhöht wurde.

### Wie zeigt sich die Begünstigung?

Alle Kapital- und Gewinnsteuern, die es mal in der Bundesrepublik gab, wurden entweder abgeschafft, abgesenkt oder wie die Vermögenssteuer seit 1997 nicht mehr erhoben, obwohl sie im Grundgesetz verankert ist. Der Spitzensteuersatz bei der Einkommenssteuer, der unter Helmut Kohl noch bei 53 Prozent lag, wurde auf 42 Prozent beziehungsweise 45 Prozent für einige wenige Reiche gesenkt. Noch stärker war die Absenkung bei der Körperschaftssteuer, also der Einkommenssteuer der großen Kapitalgesellschaften, die nur noch 15 Prozent beträgt. Die Kapitalertragssteuer wiederum betrug einst bis zu 53 Prozent und wird heute pauschal mit 25 Prozent berech-

net. Das zeigt: Alle Steuern, die Reiche treffen, wurden drastisch beschränkt. Ich nenne das eine Steuerpolitik nach dem Matthäus-Prinzip, die mehr Armut und mehr Reichtum schafft: Wer hat, dem wird gegeben. Und wer wenig hat, dem wird auch das noch genommen.

### Welche Entwicklung sehen Sie seit Beginn der Corona-Pandemie?

Sie hat die Polarisierungseffekte verstärkt. Nur ein Beispiel: Durch Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit und Geschäftsaufgaben hatten viele Menschen Einkommenseinbußen, sodass sie mehr beim Discounter einkaufen mussten, die wiederum Hyperreichen gehören. Nach Angaben des US-amerikanischen Wirtschafts magazins „Forbes“ ist Dieter Schwarz, als Eigentümer von Lidl und Kaufland der reichste Mann in Deutschland, während der Pandemie um 7,5 Milliarden Dollar reicher geworden. Bertolt Brecht hat es in seinem Kindergedicht ‚Alphabet‘ auf den Punkt gebracht: „Reicher Mann und armer Mann standen da und sah’n sich an. Und der arme sagte bleich, wär’ ich nicht arm, wärst du nicht reich.“ So war das auch in der Pandemie. Die Armutsquote ist von 2019/20 von 15,9 auf 16,1 Prozent gestiegen. Der Ukraine-Krieg wird die Situation noch einmal verschärfen.

### Hyperreiche besitzen einen Großteil der Vermögen in Deutschland – wie viel genau?

Da stütze ich mich auf das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung. Demnach besitzen die reichsten zehn Prozent der Deutschen mehr als 67 Prozent des Nettogesamtvermögens. Das reichste Prozent der Bevölkerung besitzt mehr als 35 Prozent und das reichste Promille immer noch mehr als 20 Prozent. Es gibt also bei den Reichen eine Konzentration des Vermö-

gens an der Spitze. Den 45 reichsten Familien in der Bundesrepublik gehört mehr als der ärmeren Hälfte der Bevölkerung, also mehr als 40 Millionen Menschen.

### Warum nehmen Menschen diese Entwicklung hin?

Das hat mit dem meritokratischen Mythos zu tun, eine Art Leistungsideologie. Sie besagt: Leistung muss sich lohnen, was ja nicht verkehrt ist. Nach neoliberaler Ideologie besteht Leistung jedoch in ökonomischem Erfolg: Reichtum gilt als Belohnung für eine tolle Leistung und Armut als Bestrafung für Leistungsunfähigkeit oder -unwilligkeit. Das wird von vielen Menschen akzeptiert. Es legitimiert Reichtum und Ungleichheit. Bei einer Diskussion mit Abiturient\*innen wurde mir entgegnet: Warum sollen die Aldi-Brüder kein Privatvermögen von zig Milliarden Euro haben? Sie hätten ja was geleistet. Ich denke aber, dass ihre Leistung eher darin bestand, kleine Lebensmittelläden sowie deren Verkäufer\*innen zu ruinieren.

### Was ist zu tun, um Armut entgegenzuwirken?

Es müsste außerparlamentarischer Druck erzeugt werden. Aber das ist bei uns kaum zu erwarten. Heinrich Heine hat Deutschland das Land des Gehorsams genannt. Und da die revolutionären Traditionen bei uns verschüttet sind, sehe ich aktuell nicht, dass man eine Massenbewegung auf die Straße bekommt.

### Mit welchen Forderungen würden Sie auf die Straße gehen?

Das fängt beim Mindestlohn an, der selbst mit 12 Euro noch zu niedrig ist. Ein Pferdefuß sind zudem die Ausnahmen: Langzeitarbeitslose sind ausgenommen, Menschen unter 18 Jah-

ren ohne Berufsausbildung und Praktikant\*innen ebenso – also gerade die Gruppen, die besonders geschützt werden müssten. Der zweite Pferdefuß ist der Anpassungsmechanismus. Die Ampelkoalition erhöht den Mindestlohn im Oktober von 10,45 auf zwölf Euro, aber dann tritt ein Mechanismus wieder in Kraft, der schon zuvor dafür gesorgt hat, dass der Mindestlohn so gering war: Die Mindestlohnkommission, paritätisch von Gewerkschaften und der Arbeitgeberseite besetzt, legt den Mindestlohn nachlaufend zu den Tarifabschlüssen fest. Das ist paradox. Denn der Mindestlohn ist ja gerade nötig geworden, weil die Gewerkschaften nicht mehr stark genug waren, um bei den unteren Tarifen ausreichende Mindestlöhne abzuschließen.

### Wie ließe sich Armut Ihrer Meinung nach sonst noch bekämpfen?

Die Regelbedarfe bei Hartz IV müssen wesentlich erhöht werden. 449 Euro ist aktuell der Regelbedarf für einen Alleinstehenden. Er wurde im Januar 2022 gerade mal um drei Euro erhöht, also um 0,67 Prozent. Die Preise sind aber um rund fünf Prozent gestiegen. Das heißt, die Armen sind am 1. Januar noch ärmer geworden. Der Paritätische Wohlfahrtsverband kommt auf

650 Euro plus Miet- und Heizkosten für einen Alleinstehenden. Zudem müsste in der Rentenpolitik an vielen Stellschrauben etwas verändert und der Sozialstaat hin zu einer solidarischen Bürger\*innenversicherung entwickelt werden, in die auch Selbstständige, Freiberufler\*innen, Beamt\*innen, Abgeordnete und Minister\*innen einzahlen.

### Wo sehen Sie Handlungsbedarf?

Steuerreformen, die in den vergangenen Jahren zur wachsenden Ungleichheit geführt haben, müssten rückgängig gemacht werden. Es kann nicht sein, dass man einen ganzen Konzern erben kann, ohne einen einzigen Cent betriebliche Erbschaftssteuer zu zahlen. Natürlich müsste auch der Spitzenatz bei der Einkommenssteuer wieder steigen. Er lag in den 1950er-Jahren bei annähernd 95 Prozent. In dieser Zeit ist das deutsche Wirtschaftswunder entstanden. Ich vermag nicht ganz einzusehen, warum für jemanden, der mehr als eine Million Euro pro Jahr verdient, von da an nicht 60 oder 75 Prozent als Steuersatz gelten sollte.

### Was Sie erwähnen, wirkt ernüchternd.

Ich bin eigentlich niemand, der im Pessimismus versinkt, sondern versuche,

„Mehr als die Hälfte der von Armut betroffenen Menschen sind erwerbstätig. Es ist also ein Vorurteil, zu sagen: Die Armen liegen auf der faulen Haut.“

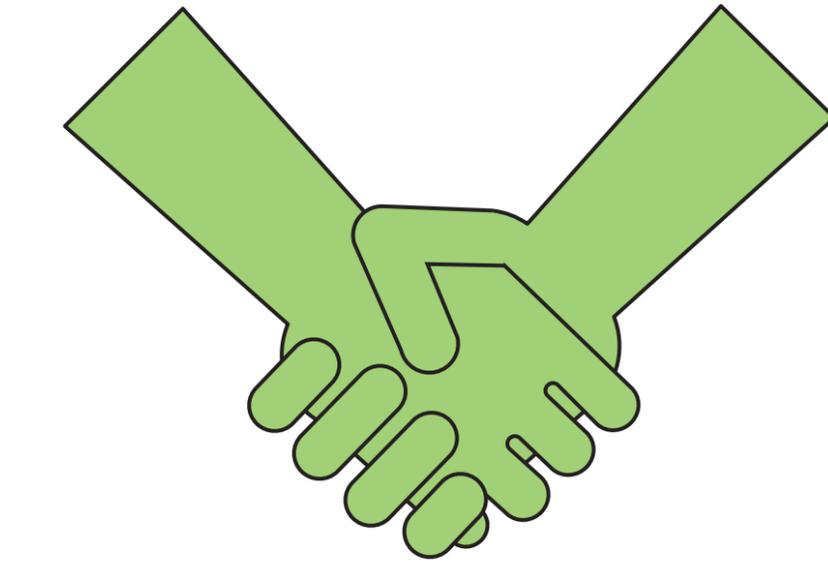
Mut zu machen. Viele Menschen sehen die Entwicklung ähnlich kritisch, ziehen aber nicht die Konsequenz, sich politisch zu engagieren, sei es in einer Partei oder in einer Gewerkschaft. Sie ziehen sich ins Private zurück und überlassen die Entscheidungen anderen. Wer gerade 40 Euro für Mobilität im Regelsatz der Grundsicherung hat, wird kaum nach Berlin fahren, um vorm Kanzleramt zu demonstrieren. Und eine Alleinerziehende hat auch andere Sorgen, nämlich wie sie am 20. des Monats noch was Warmes für die Kinder auf den Tisch bringt. Reiche dagegen sind politisch einflussreich. Das sehen wir am Lobbyismus.

**Müsste die Mittelschicht aktiver werden?**

Ja, aus Solidarität mit den Armen und von Armut Bedrohten.

**Was tun Sie selbst?**

Mit meinen Vorträgen, Artikeln, Büchern und Interviews versuche ich ein Umdenken zu bewirken. Ich erinnere mich an eine Podiumsdiskussion mit Christian Lindner, in der es vor mehreren Hundert Unternehmern im Düsseldorfer Industrieclub um die Erbschaftssteuer für Firmenerb\*innen ging. Lindner meinte, niemand dürfe zum zweiten Mal besteuert werden. Ich habe entgegnet, dass wir ständig ein zweites Mal besteuert werden. Wenn ich meinem kleinen Sohn aus meinem versteuerten Einkommen ein Spielzeug kaufe, zahle ich Mehrwertsteuer – werde also ein zweites Mal besteuert. Außerdem wird im Falle eines Erbes niemand das zweite Mal besteuert, weil der Erblasser tot ist. Leistung soll sich zwar lohnen. Aber es ist ja keine Leistung, der Sohn oder die Tochter eines Unternehmers zu sein. Nachher kamen einzelne Veranstaltungsteilnehmende zu mir und sagten, so hätten sie das noch nie gesehen.



Prof. Dr. Christoph Butterwegge, Jahrgang 1951, war von 1998 bis 2016 Professor für Politikwissenschaft an der Universität zu Köln. Butterwegge gehört keiner Partei an, kandidierte aber 2017 für die Linke für das Amt des Bundespräsidenten. Zuletzt hat er mit seiner Frau Carolin Butterwegge das Buch „Kinder der Ungleichheit. Wie sich die Gesellschaft ihrer Zukunft beraubt“ veröffentlicht.

# Armut ist

Arme Menschen haben die besondere Aufmerksamkeit Gottes. Die biblischen Texte sind da klar und deutlich. „Der HERR ist der Armen Schutz, ein Schutz in Zeiten der Not.“ (Ps 9,10) Bei Lukas heißt es kurz und unmissverständlich: „Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer.“ (Lk 6,20) So wie Christus sich in besonderer Weise der Armen annimmt, so sollen das auch wir als seine Gemeinde tun. Denn wenn wir uns hilfsbedürftiger Menschen annehmen, dann handeln wir aus der Liebe Gottes, die sich selbst für andere hingibt: „Geh hin und verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ (Mk 10,21)

**Die Pandemie hat die vorhandenen Probleme verschärft**

Die frühen christlichen Gemeinden waren von diesem Geist geprägt. In ihnen spielte die Armenfürsorge ebenso wie die Krankenpflege eine zentrale Rolle. Wir leben in einer Kultur, die seit Jahrtausenden durch diese Haltung geprägt ist. Und bei Besuchen in Gemeinden begegnet mir immer wieder ein großes soziales Engagement. Herzlichen Dank allen, die sich hier engagieren!

Dennoch gibt es auch in wohlhabenden Ländern nach wie vor Armut. Die Corona-Pandemie deckt die vorhandenen Unterschiede besonders deut-

lich auf. Die schlecht Abgesicherten, Menschen in prekären Arbeitsverhältnissen, sind am ehesten betroffen. Ihre Jobs werden gestrichen, sie profitieren nicht von den Kurzarbeiterregelungen. Ähnliches gilt für Alleinerziehende, die sich um die Kinder und um den Lebensunterhalt kümmern. Noch deutlicher wird das Problem der Armut im weltweiten Maßstab. Über 700 Millionen Menschen leben laut den Vereinten Nationen von weniger als 1,90 Dollar pro Tag, also in extremer Armut. Auch hier hat sich gezeigt, dass die Pandemie keineswegs ein Gleichmacher ist, sondern vielmehr vorhandene Probleme verschärft. Es zeichnet sich ab, dass die Schwellenländer unter der Pandemie viel mehr leiden als die wohlhabenderen Länder.

Diese Fakten sind aus christlicher Sicht ein Skandal. Armut ist weder ein Zufallsprodukt noch ein Ergebnis individueller Entscheidungen oder gar persönlicher Charakterschwäche. Armut ist eine Folge struktureller Bedingungen. Diese Bedingungen zu ändern, ist die Aufgabe aller Menschen und Gesellschaften, die hierzu in der Lage sind. Dorothee Sölle hat einmal treffend formuliert, dass man den Satz „Gott liebt dich!“ einem Menschen in Armut nur dann glaubhaft sagen kann, wenn man dazu beiträgt, seine Armut zu beseitigen. „Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein.“ (Jak 1,22)

**Die Beseitigung von Armut ist keine Utopie**

Brot für die Welt und die Diakonie sind wichtige evangelische Institutionen, um Armut zu bekämpfen. Zugleich ist es wichtig, in der Gesellschaft die Stimme für die Armen zu erheben und die Ursachen der Armut offen zu benennen. Die Beseitigung von Armut, vor allem von extremer Armut, ist keine Utopie. Der Glaube erweist sich auch darin als lebendiger Glaube, wenn er dazu hilft, Ursachen von Armut abzubauen und so Menschen konkret zu helfen. Gott segne alle, die sich dafür einsetzen!



Thorsten Latzel, geboren 1970, ist seit April 2021 Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland. Er studierte von 1990 bis 1997 Evangelische Theologie an der Universität Marburg und promovierte 2002 im Fach Systematische Theologie an der Universität Heidelberg.

# kein Zufallsprodukt!

# Einfach weil es wichtig ist

Fotos Tamara Eckhard  
Text Fons Hickmann,  
Universität der Künste Berlin

Ein Foto ist ein Foto ist ein Foto ... doch was steckt dahinter? Was steckt hinter den Menschen auf den Bildern und was sind ihre Geschichten?

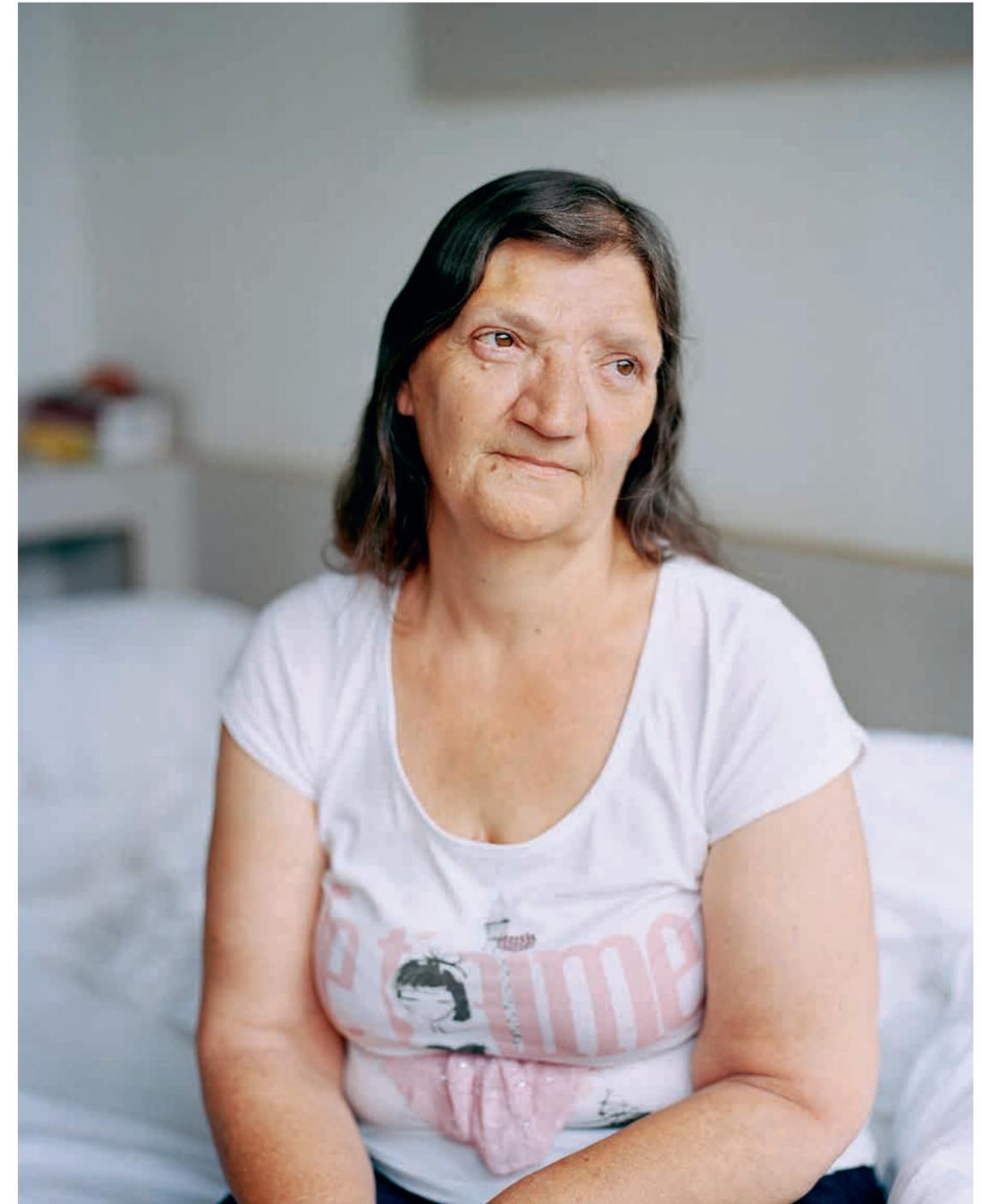
Betrachten wir Bilder, betrachten wir immer auch uns selbst. Bilder sind ein Spiegel unseres eigenen Seins, unserer Sehnsüchte und unserer Niederlagen. Gerade die Fotografie ist da sehr direkt und sie wirkt umso direkter, weil sie uns eine Realität vermittelt, die wir zweifellos für authentisch annehmen. Daher kann uns die Fotografie auch so sehr berühren, wir identifizieren uns mit dem Dargestellten, denn die Menschen in Fotografien können auch wir selbst sein, ihr Erleben können wir erleben und ihr Schicksal kann auch uns widerfahren.

Tamara Eckhard bezeichnet sich selbst als Porträt-Dokumentarfotografin. Die Serie, die in diesem Heft gezeigt wird, handelt von Menschen in einer Krise, die während der Pandemie in einem Hostel untergebracht worden waren, weil die Einrichtungen für Wohnungslose die Anzahl der Bewohner\*innen reduzieren mussten. Menschen, die das Leben mit seinen Unwägbarkeiten aus der Bahn geworfen hat. Und auch von Menschen, die

durch Fehler in eine Schiefelage gerieten, aus der sie so leicht nicht wieder zurückfinden. Die Fotostrecke erzählt also von Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind. Durch die Pandemie steigt die Gefahr solcher Schicksalsschläge um ein Vielfaches. Corona wirkt sich nicht nur auf die Gesundheit, sondern auch auf Lebensumstände aus. Durch Corona verlieren Menschen ihre Arbeit oder ihr Zuhause, sie müssen frühzeitig aus dem Gefängnis entlassen werden oder können durch Grenzschließungen nicht mehr zurück in ihr Heimatland.

Die Protagonist\*innen der Fotoserie werden während des Fotografierens von Tamara Eckhard zu ihren Situationen befragt. In knappen Sätzen umschreibt die Fotografin ihre Schicksale nüchtern, aber präzise – so, wie sie auch fotografiert. Die Fotos gehen mit den Texten eine Symbiose ein und werden zur Erzählung.

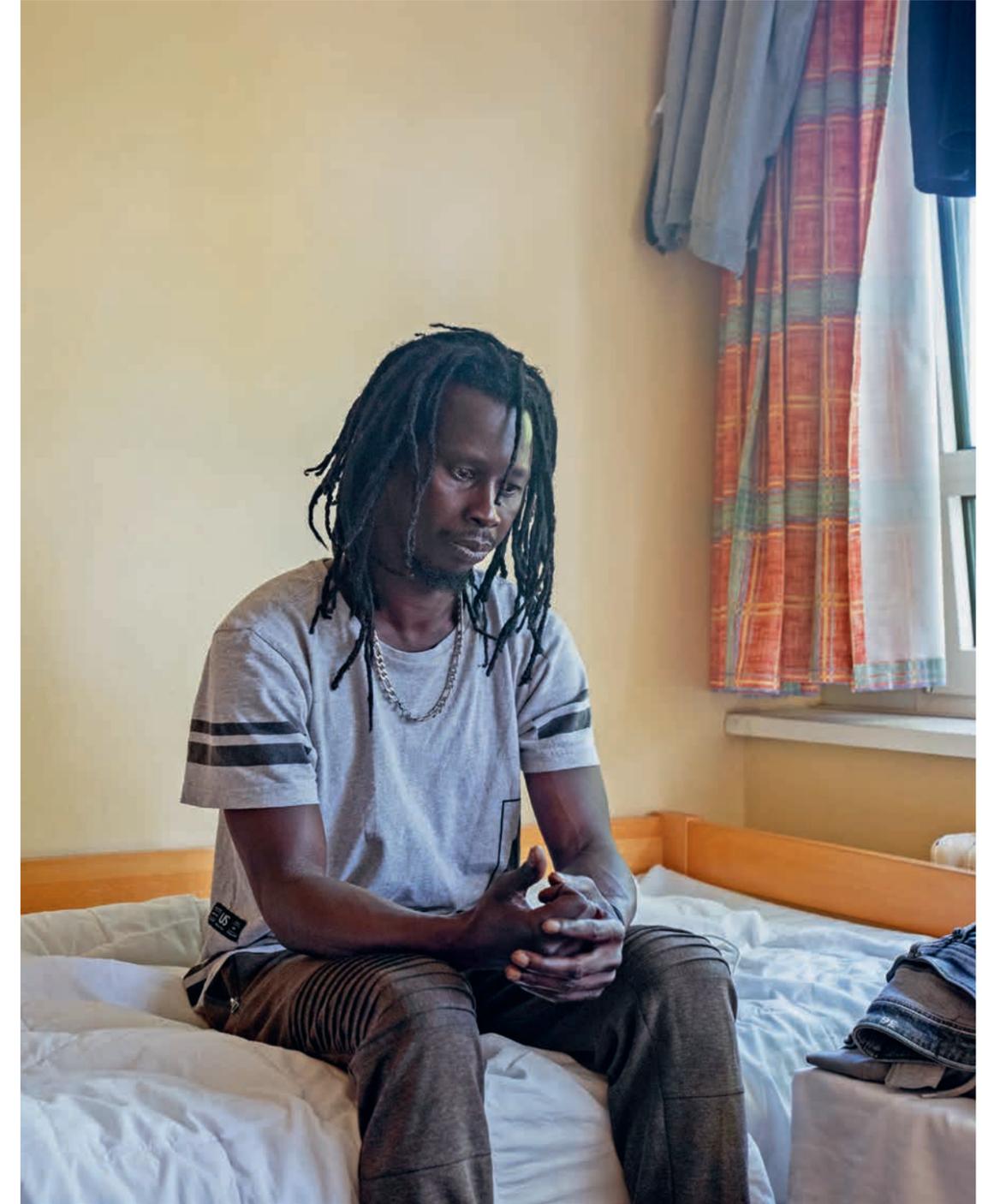
Tamara schreibt mir heute: „In meiner Arbeit beschäftige ich mich vor allem mit Themen, die sonst nicht so stark beleuchtet werden, Schicksale, die mich sehr berühren, einfach weil sie wichtig sind und beleuchtet werden müssen.“



Elvira hat ihr ganzes Leben bei ihrer Mutter gelebt und sie bis zu ihrem Tod begleitet. Nach dem Tod ihrer Mutter konnte sie nicht mehr länger in ihrer Stadt bleiben und wollte in Berlin ein neues Kapitel beginnen. Im Hostel hat sie ihre erste große Liebe kennengelernt, einen 30 Jahre jüngeren Mann.



Vor ein paar Monaten ist Sarah mit ihrem neuen Freund Till nach Berlin abgehauen. Zu dem Zeitpunkt war sie schon von ihrem Ex-Freund schwanger. Sarah ist sich nicht sicher, ob sie das Kind behalten will. Anfang April sind sie zusammen im Hostel untergekommen. Nach ein paar Wochen hat Sarah sich von Till getrennt. Er hat Hausverbot bekommen, und sie ist von einem Tag auf den anderen verschwunden.



Mit 16 ist Alimo alleine nach Deutschland gekommen, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Seitdem wartet er auf eine Arbeitserlaubnis. Alimo ist in Magdeburg gemeldet. Vor ein paar Jahren wurde er dort im Wohnheim von einem Neonazi ins Koma geprügelt. Zu einem Prozess kam es nie. Bis heute hat er mit den Folgen zu kämpfen. Nach dem Vorfall ist er nach Berlin abgehauen und lebt auf der Straße.



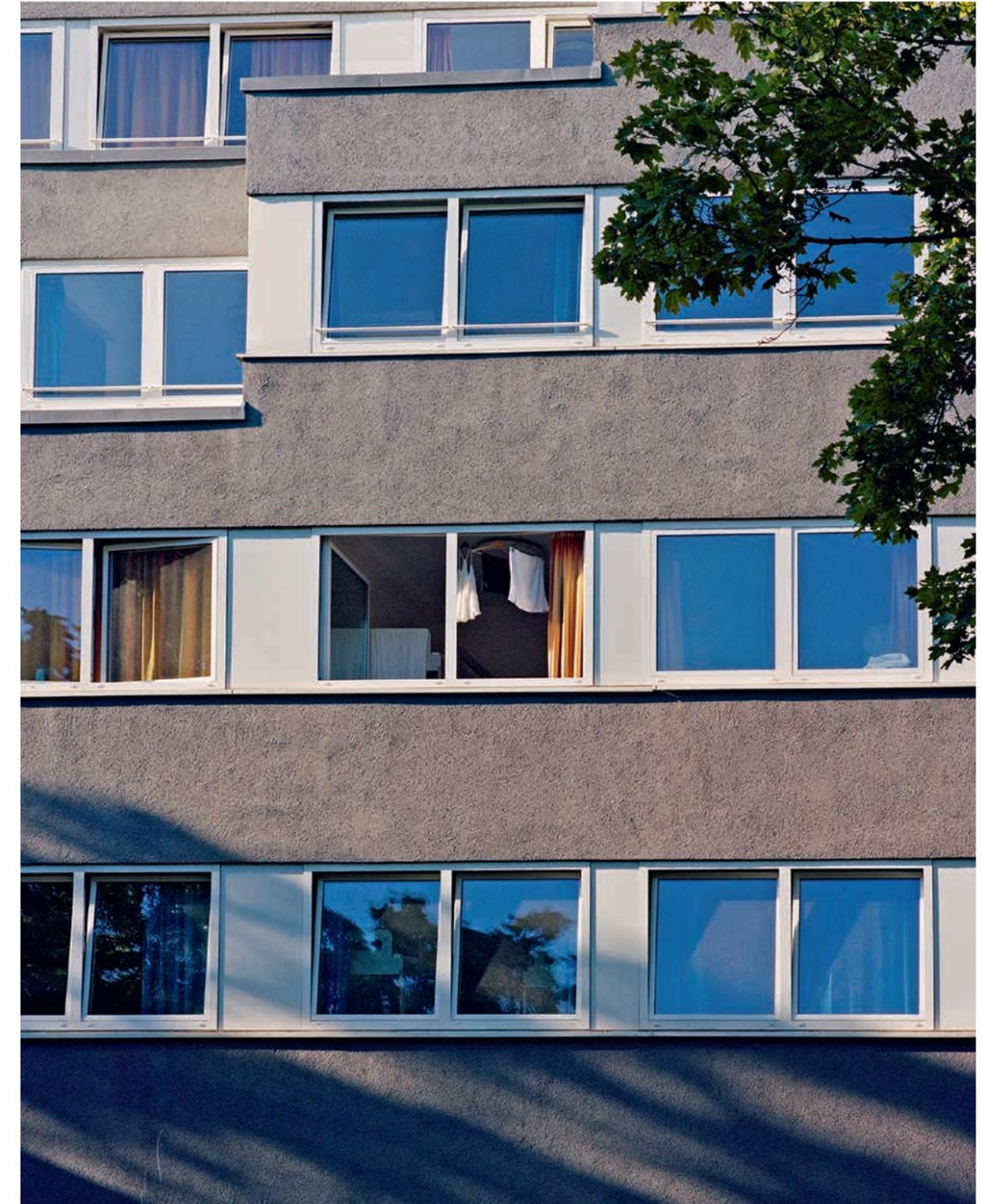
Tommy war sein ganzes Leben in kriminelle Geschäfte verwickelt. Unter anderem wurde ihm vorgeworfen, Menschen aus Jugoslawien nach Deutschland geschmuggelt zu haben. Viele Jahre verbrachte er in Amerika im Gefängnis, und die letzten Haftjahre kämpfte er ersatzweise im Vietnamkrieg. Vor ein paar Jahren ist er in Berlin aus einer Seniorenresidenz rausgeflogen, weil er 19 Freunde bei sich angemeldet hatte.



27 Jahre lebte Krystina zusammen mit ihrem Mann in ihrer Wohnung in Berlin. Als dieser jedoch Anfang des Jahres plötzlich verstarb, musste sie ihre Wohnung verlassen und zog zu einem Bekannten, der zwei Wochen später ebenfalls starb. Anschließend ist sie im Hostel untergekommen und spart seither auf ein Zugticket nach Warschau. Dort hat sie eine Wohnung.



Alexander lebt seit seinem zehnten Lebensjahr in Nürnberg. Schon als Jugendlicher hat er immer wieder Schwierigkeiten mit dem Gesetz. Aufgrund seines Drogenkonsums war er in therapeutischer Behandlung. Im März hätte er in Nürnberg eine Haftstrafe antreten sollen. Durch Corona kam es jedoch zu Verzögerungen. Kurz vor der Schließung des Hostels war er in eine Schlägerei verwickelt. Er erlitt ein Schädeltrauma und musste ins Krankenhaus.



# Laut, eifrig, gut gelaunt

Manomama in Augsburg ist das erste textile Sozialunternehmen in Deutschland. Hier arbeiten Menschen, denen sonst oft der beamtensprachliche Stempel „multiples Vermittlungshemmnis“ aufgedrückt wird. Ein Werkstattbesuch.

Text und Fotos Lucia de Paulis

Abwechselnd rattern die Nähmaschinen, als würden sie sich gegenseitig antworten. Durch die große Fensterfront fällt das Mittagslicht in die Halle. Wie Farbklekse stapeln sich die hüft-hohen Haufen bunter Stofftaschen zwischen den Tischreihen mit den weißen Nähmaschinen. Die Näher\*innen beugen sich konzentriert über den Stoff, einige wippen mit dem Kopf, weil sie beim Arbeiten auf ihren Kopfhörern Musik hören. Andere machen ein paar Reihen weiter Mittagspause, sie haben die Stühle enger zusammengestellt, lachen und unterhalten sich entspannt. Diese Fabrikhalle hat die Stimmung eines überdimensionierten Klassenzimmers: laut, eifrig und gut gelaunt.

## Arbeit ist soziale Teilhabe

Wir sind zu Besuch in der Näherei von Manomama in Augsburg, dem ersten textilen Sozialunternehmen in Deutschland. Sina Trinkwalder gründete 2010 Manomama, um gezielt Menschen am Rand der Gesellschaft wieder eine Perspektive zu geben. Menschen, die sonst nicht eingestellt werden, weil sie

keine Ausbildung oder keine Deutschkenntnisse haben, oder solche, die nicht zu „normalen“ Uhrzeiten arbeiten können, weil sie Kinder oder Angehörige betreuen. Bei der Arbeitsagentur bekommen solche Menschen oft den beamtensprachlichen Stempel „multiples Vermittlungshemmnis“ aufgedrückt und werden zu Langzeitarbeitslosen.

„Es kann nicht sein, dass unsere Leistungsgesellschaft solchen Menschen sagt: ‚Du darfst nicht mitmachen.‘ Denn Arbeit bedeutet nicht nur Lohn. Arbeit ist soziale Teilhabe, Würde und Selbstbewusstsein“, sagt Sina Trinkwalder am Telefon. Sie ist heute in Hamburg und entwirft die neue Kleiderkollektion.

Bei Manomama dreht sich die Firma um die Menschen und nicht umgekehrt. Aus diesem sozialen Gedanken entsprang zwingend ein ökologisches Geschäftsmodell, erklärt sie: „Wenn man die Menschen in den Mittelpunkt stellt, kann man gar nicht anders, als ökologisch zu produzieren. Ich will nicht, dass meine Mitarbeiter\*innen mit Handschuhen und Mundschutz

arbeiten müssen, weil sie Giftstoffen ausgesetzt sind. Ich habe mir überlegt: wie können wir so produzieren, dass es allen entlang der Produktionskette gut geht? Den Baumwollbauern und -bäuerinnen, die nicht mit Pestiziden verseucht werden sollen, den Weber\*innen, die Lungenprobleme bekommen, wenn wir Polyester benutzen, den Färber\*innen, denen die Chemie die Haut verätzt.“

Was wie eine Utopie klingt, schreibt schwarze Zahlen

Die Bio-Baumwolle der Manomama-Taschen wird in Nordrhein-Westfalen gewebt, die Henkel kommen aus dem Schwarzwald und der Strom aus dem Lech, der ganz in der Nähe der Produktionsstätte durch die Stadt fließt.

Was wie eine Utopie klingt, schreibt reale schwarze Zahlen: Mitten im Hochlohnland Deutschland trägt sich Manomama von Anfang an finanziell selbst, ohne staatliche Subventionen, ohne Zuschüsse aus dem Europäischen Sozialfonds. Die 120 Mitarbeiter\*innen haben einen unbefristeten Arbeitsvertrag und bekommen einen Grundlohn von 12 Euro/Stunde gezahlt, zusätzlich einen Weiterbildungs- und Produktionsbonus, mit dem sie auf 14 Euro/Stunde kommen.

200.000 Taschen pro Monat produziert Manomama für große Unternehmen wie Edeka, Tegut und dm. Inzwischen hat sich Manomama auch ein wichtiges zweites Standbein aufgebaut, mit ökologisch produzierten Jeans und Bekleidung.

2010 fing alles an. Damals führte Sina Trinkwalder eine erfolgreiche Werbeagentur mit internationalen Auftraggebern. Mit Ende 20 hatte sie finanziell alles erreicht, was sie sich wünschte, stellte aber die Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit in Frage. Die Begegnung mit einem Wohnungslosen wurde zum Schlüsselerlebnis: Sina Trinkwalder beschloss, ein Unternehmen zu



gründen, das gezielt die Menschen einstellt, die beim Jobcenter als „unvermittelbar“ gelten. „Jede\*r kann irgendwas. Man muss den Menschen die Chance geben, sich zu entwickeln“, sagt Trinkwalder. Nachdem sie gemeinsam mit ihrem Exmann Stefan zwei Millionen Euro Eigenkapital in den Produktionsprozess von Manomama investiert hatte, fehlten nur noch die richtigen Mitarbeiter\*innen. Trinkwalder veröffentlichte eine halbe Seite in der „Extra“, einer kostenlosen Tageszeitung, die in Augsburg in die Briefkästen geworfen wird: „Wer ar-

beiten will, der soll bitte morgen zu mir kommen.“ Uhrzeit und Adresse, keine weiteren Details.

#### 700 Bewerber\*innen auf eine Annonce

Am nächsten Tag standen 700 Menschen vor der Tür. Sina Trinkwalder notierte die Telefonnummern und machte von allen ein Foto. Wer schon einen Job hatte, wurde aussortiert. „Es ging wirklich darum, diejenigen reinzuholen, die in der Gesellschaft außen vor sind“, sagt sie. Mit 167 Menschen führte sie Bewerbungsgespräche. Auf

die Frage: „Was wünschen Sie sich von Ihrem Arbeitgeber?“, bekam sie durchweg die Antwort: „Immer viel Arbeit, bis zur Rente“. Von den Hartz-IV-Empfänger\*innen hörte sie oft: „Wir wollen arbeiten, aber man lässt uns nicht.“

Einer, der Trinkwalders Anzeige damals las, ist Süley Kavak. „Wir haben 2010 mit 40 Leuten in einem kleinen Nähraum angefangen. Dann kamen viele Aufträge und wir sind in diese neuen Hallen gezogen.“ Er spricht mit ruhiger Stimme und behält wachsam die Maschine im Blick, die surrend die Bänder zuschneidet. „Ich hab von Anfang an alles gemacht, genäht, Zuschnitte, Maschinen repariert, Lagerarbeit, Verpacken, alles. Vor Manomama war ich auch schon im Textilbereich, aber das Unternehmen wurde geschrumpft und mir wurde nach Sozialplan gekündigt. Nach zehn Jahren Arbeit und obwohl ich kleine Kinder hatte. Danach habe ich bei einer anderen Firma angefangen, dort wurde mir nach neun Jahren Arbeit erneut gekündigt. Im Mai sind es zwölf Jahre, dass ich bei Manomama bin, und ich weiß, hier werde ich immer einen Arbeitsplatz haben.“

An einer der Nähmaschinen sitzt Waltraut Baczur. Mit freundlichen Augen schaut sie von ihrer Arbeit auf. Sie hat ähnliche Erfahrungen wie Süley Kavak gemacht. Mehrmals wurde ihr nach vielen Berufsjahren gekündigt, in einem Alter, in dem man nur schwer neue Arbeit findet. „Ich bin seit 1977 ausgebildete Näherin und seit 29 Jahren in Deutschland. Immer wieder musste ich gehen, als die Unternehmen Einsparungen machten. Seit fast neun Jahren bin ich bei Manomama. Ich springe überall ein, Nähen, Steppen, Umdrehen. Hauptsache Arbeit“, sagt sie.

Hier wird keine\*r rumkommandiert

Ehsan Zayati ist seit zwölf Jahren bei Manomama. Er hat als Näher angefangen und ist jetzt Nähleiter. „Ich küm-



Im Laden von Manomama: Das Unternehmen trug sich von Anfang an selbst, ohne staatliche Subventionen, ohne Zuschüsse aus dem Europäischen Sozialfonds.

mere mich darum, dass alle zufrieden sind. Wir sind alle gleich und bei uns wird keine\*r rumkommandiert. Die Leute werden hier nicht unter Zeitdruck gesetzt, auch wenn sie nach Stunden bezahlt werden. Und wenn jemand sagt, er muss eine andere Schicht machen, dann findet man eine Lösung. Die Leute, die zu Hause Probleme haben, müssen ja auch irgendwie ihre Kohle verdienen“, sagt Zayati. Er lächelt und arbeitet weiter.

Andrea Graf ist aus dem Verwaltungsbüro runter in die Halle gekommen. Sie hat Sina Trinkwalders Projekt von Anfang an mitverfolgt. Vor drei Jahren wechselte sie aus dem Immobilienbereich zu Manomama. „Das ist mehr als nur ein Job, ich freue mich am Sonntagabend auf den Montag, weil ich etwas Sinnvolles tue“, erzählt sie. „Bei Manomama sollen die Men-

schen so arbeiten, wie sie können: Wir haben verschiedene Teilzeitmodelle und sind in Kontakt mit den Jobcentern. Immer wenn wir ein bisschen Luft haben, nehmen wir bis zu 20 neue Mitarbeiter\*innen auf und schauen, wie wir sie anlernen und integrieren können. Manche von ihnen möchten direkt an die Nähmaschine. Wenn man den Leuten zeigt, was möglich ist, wachsen sie an ihren Aufgaben.“

„Ich freue mich am Sonntagabend auf den Montag.“

In einer Ecke der Halle liegt ein Haufen mit neonorange, schweren Stoffteilen neben den Nähmaschinen. Hier werden spezielle Taschen produziert, die gemeinsam mit Wohnungslosen entwickelt wurden. Sie sind wasserdicht und schmutzabweisend, haben einen Klettverschluss, weil man mit kalten, steifen Fingern Reißverschlüsse nicht so gut aufbekommt. 2016, als Manomama schon etabliert war und sich herumgesprochen hatte, dass das Unternehmen ressourcensparend produziert, bot ein Markisenhersteller an, jährlich 60 Tonnen Zuschnittreste kostenlos abzugeben. Trinkwalder wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie sie den Stoff verwerten würde. Kurz darauf hatte sie eine weitere Begegnung mit einem Wohnungslosen, der seine sieben Sachen in zeretzten Plastiktüten rumtrug. Sie unterhielt sich ausführlich mit ihm. „Als Gottfried sagte: ‚Ich bin kein Asozialer, ich sehe mit den Tüten nur so aus‘, ging mir ein Licht auf“, erzählt Trinkwalder. Sie verarbeitete den wasserdichten Markisenstoff zu Rucksäcken und suchte nach Kooperationspartnern, um sie zu füllen: feuchte Tücher, Seife, Zahnbürsten, Handschuhe, warme Socken. 2.595 solcher Rucksäcke hat Manomama in den letzten vier Jahren kostenlos in ganz Deutschland an Wohnungslose verteilt. Wiedergewonnene Würde, der erste Schritt zurück in die Gesellschaft.

„Jede\*r kann irgendwas. Man muss den Menschen die Chance geben, sich zu entwickeln.“

In der Produktionshalle von Manomama: Die Mitarbeitenden produzieren alleine 200.000 Taschen im Monat.



# Echte Demokraten teilen

Ein Gastbeitrag  
von Marlene Engelhorn



Marlene Engelhorn, Nachfahrin des BASF-Gründers Friedrich Engelhorn, wird einen zweistelligen Millionenbetrag erben. Engelhorn findet das ungerecht und rief deshalb 2021 gemeinsam mit anderen Vermögenden die Initiative taxmenow ins Leben. Taxmenow setzt sich für eine Besteuerung von Vermögen ein, um mehr Teilhabe für alle zu ermöglichen. Um ihre Ziele zu erreichen, hat taxmenow eine Online-Petition auf den Weg gebracht. Dem Appell von taxmenow haben sich bis heute, so Engelhorn, 54 Millionäre aus dem deutschsprachigen Raum angeschlossen, mehr als 80.000 Menschen haben die Petition unterschrieben. Mehr Informationen zur Initiative und zur Petition unter: [www.taxmenow.eu](http://www.taxmenow.eu)

Geld kennt im echten Leben zwei relevante Kategorien: Haben oder Nicht-Haben. Die allgemeine Erklärung der Menschenrechte stellt im ersten Artikel fest: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“

Schauen wir uns in der echten Welt um, zeichnet sich allerdings folgendes Bild. In Deutschland besitzt ein Prozent der Bevölkerung laut DIW und DGB 35 Prozent des Vermögens, die reichsten zehn Prozent besitzen zusammen sogar 65 Prozent, während die Hälfte der Menschen sich keine drei Prozent teilt oder Schulden hat. Unvorstellbar? Spielen wir das Kuchenspiel. In Deutschland wird ein Kuchen unter zehn Personen so aufgeteilt: Ein Mensch bekommt sechseinhalb Stück Kuchen, fünf Menschen bekommen ein paar Krümel. Die Ungleichheit ist nicht nur unbestreitbar, sie ist auch absurd. Aber ist sie ein Problem?

Diese Frage so zu stellen, zeigt klar, wer das Sagen hat. Wer sich überlegt, ob eine große Portion Kuchen oder kein Kuchen die bessere Wahl ist, wird dennoch zugeben müssen: Essen ist besser als nicht essen. Und Krümel sparen macht keinen Kuchen.

Eine Frage fehlt oft: Wo kommt das Geld her? Und: Ist es Einkommen oder Vermögen? In unserem System arbeiten viele Menschen gemeinsam am Wohlstand der Gesellschaft. Aber nur wenige werden gut dafür bezahlt. Einen logischen Grund für dieses Ungleichgewicht gibt es nicht. Zum Glück, sonst müssten wir uns der Unausweichlichkeit eines ungerechten Systems beugen, nur weil es logisch schlüssig ist. Es ist eher so: Menschen mit großen Vermögen haben auch große Macht. Sie haben den Zugang zu Politik, Wirtschaft und Medien. Diesen Einfluss muss man sich leisten können und das tun viele. Das Ergebnis nennt sich Lobbyarbeit, sie ist sehr teuer und aus Prinzip nicht im Interesse aller. Eigentlich sind wir aber in einer Demokratie. Alle Interessen sollten die gleichen Chancen haben, im Parlament und bei der Gesetzgebung berücksichtigt zu werden. Es darf keine Frage des Geldbeutels sein.

Leider garantiert Arbeit kein Vermögen, sie sichert bestenfalls ein Einkommen und auch das hat sich nicht unbedingt rosig entwickelt. Wenn die Primärverteilung des arbeitsteilig erwirtschafteten Wohlstands schiefeht, also wenn ein paar Menschen ganz viele andere schlecht bezahlen und sich selbst viel in die Taschen stopfen. Dann kann die Gesellschaft ein demokratisches Mittel der Umverteilung nutzen: Steuern.

Jedes Mal, wenn Geld von einer Hand in die nächste wandert, fallen Steuern an. Na ja, fast. Denn das Aufkommen der gesamten Vermögensbesteuerung ist laut einer Studie der Hans-Böckler-Stiftung in Deutschland seit Jahren rückläufig. Je mehr Vermögen ein Mensch hat, umso

weniger muss er teilen. Gleichzeitig werden ab einem Jahreseinkommen von 9.984 Euro 14 Prozent Steuern fällig. Während also Erb\*innen, die einfach nur Glück in der Geburtenlotterie hatten, einen substanziellen Startvorteil bekommen, der erst ab 400.000 Euro steuerpflichtig wird, kommen bei den Menschen, die im Jahr etwas mehr als 9.984 Euro durch Arbeit verdienen, von jedem weiteren Euro nur 86 Cent an. Die Erbschaftssteuer ist außerdem ein Käse voller Löcher, sonst ließe sich nicht erklären, dass von geschätzten 400 Milliarden keine zehn Prozent den Weg in die öffentlichen Kassen finden.

## „Je mehr Vermögen ein Mensch hat, umso weniger muss er teilen.“

All das ist bekannt und trotzdem ist das Steuersystem ungerecht gestaltet. Viele vergessen vor lauter Steuerstress auch, dass dieses System eigentlich für die Verteilung des Wohlstands innerhalb einer Gesellschaft verantwortlich ist. Bei der Primärverteilung durch Gehälter wird nicht unbedingt fair gezahlt, aber das kann die Steuerpolitik im Namen der Gesellschaft korrigieren. Das gute Leben für alle lässt sich durch geschicktes Steuern der Wohlstandsentwicklung erreichen. Steuerrecht ist Recht, es fußt auf Gesetzen und die lassen sich ändern. Und das fordert taxmenow, konkret: die Wiedereinführung der Vermögenssteuer, die Abschaffung der Ausnahmeregeln bei der Erbschafts- und Schenkungssteuer, eine progressive Besteuerung von Kapitalerträgen und eine bessere Ausstattung der Behörden zur Ahndung von Steuerverbrechen. Die Frage lautet nicht wirklich, ob das möglich ist oder nicht. Es ist vielmehr eine Frage des politischen Willens.



# Wo Wasser

# Licht und Hoffnung erzeugt

Viele Maya-Familien im Norden Guatemalas haben keinen Strom. Eine kleine Partnerorganisation von Brot für die Welt ändert das – und bekämpft die Armut damit auf nachhaltige Weise.



41 Jahre lang dauerte die Finsternis für Mario Chic. Wie viele Maya-Kinder wurde er auf einer Bastmatte mitten im Wald geboren. Dorthin hatte sich seine Mutter vor den Häschern der Militärdiktatur geflüchtet, nachdem ihr Dorf niedergebrannt worden war. Tagsüber drang nur sanftes Licht durch das dichte Blätterdach. Nachts war es stockdunkel und Feueranzünden streng verboten, es hätte die Geflüchteten verraten. Der kleine Mario lernte, nicht mit den Augen, sondern mit den Füßen zu sehen und im Stockdunkeln nahezu lautlos und ohne Stolpern durch den Dschungel zu laufen – bis heute bringen Maya-Eltern ihren Kindern diese Fähigkeit bei.

Als der Bürgerkrieg 1996 nach mehr als drei Jahrzehnten zu Ende ging, konnten Mario Chic und die anderen Geflüchteten zwar den Wald verlassen und sich ein neues Leben aufbauen. Doch die Mächtigen im Staat blickten weiterhin über sie hinweg – Strom, Wasserleitungen und Straßen blieben lange ein Traum in der Zona Reina, wo nach Kriegsende Tausende Flüchtlingsfamilien angesiedelt wurden.

#### Ein langer Weg

Anfang der 2000er-Jahre waren die Indigenen es leid, ihre Benachteiligung einfach hinzunehmen. „Wir hatten Flüsse, und wir wollten daraus Strom gewinnen“, erinnert sich

Im Dorf La Gloria wollten die Indigenen ihre Benachteiligung nicht länger akzeptieren. Sie errichteten ein Mini-Wasserkraftwerk.

Chic, der mit Ehefrau Yat und seinen vier Kindern Bertina, Victoria, Glenda und Mario in einem bescheidenen Holzhaus im Dorf La Gloria lebt. Damals begann eine Odyssee, der sich bald darauf MadreSelva anschloss, eine kleine Umweltorganisation, die Teil des von Brot für die Welt mitgetragenen ökumenischen Netzwerks Jotay ist. Das größte Problem für ihr Vorhaben: „Guatemalas Wirtschaftselite und die Politiker hatten andere Pläne“, erzählt José Cruz, der für MadreSelva den Kampf der Maya-Gemeinden seit Langem begleitet. Zwar wollten auch sie die abgelegene, regnerische Bergregion nutzen, um Strom durch Wasserkraft zu erzeugen. Aber nicht, um die indigene Bevölkerung zu versorgen, sondern um Profit zu machen.

Seit dem Ende des Bürgerkriegs liegt die Stromerzeugung weitgehend in Händen privater Unternehmen. Mit Hilfe gewaltiger Talsperren produzieren sie große Mengen an Strom. Weil es für sie lukrativer ist, exportieren sie einen Gutteil davon jedoch nach Mexiko und in die mittelamerikanischen Nachbarländer – während in manchen Regionen Guatemalas immer noch weniger als 40 Prozent der Bevölkerung einen Stromanschluss haben.



Selbst die Menschen in der näheren Umgebung der Talsperren sind oft nicht an die Stromversorgung angeschlossen. Und nicht nur das: Sofern ihr Dorf unterhalb der Staumauer liegt, haben sie auch keinen Zugang zu Wasser mehr.

### David gegen Goliath

„Wasser ist für uns Maya ein heiliges Element“, erzählt Chics Ehefrau Yat. Es zu verkaufen, zu vermarkten und anderen wegzunehmen, ist in ihrer Kultur undenkbar. Deswegen wehren sich die Bewohner\*innen der Zona Reina bis heute gegen die Mega-Wasserkraftwerke der großen Konzerne. Stattdessen setzen sie auf den Bau von dezentralen „Mini-Kraftwerken“ zum Nutzen aller. „Mit dieser Idee kamen die Indigenen 2010 auf uns zu“, erinnert sich Cruz. Für seine Organisation, die vor allem auf Umweltschutz spezialisiert war, wurde es eine Herausforderung. Cruz musste sich erst einmal selbst schlaumachen.

Es galt zudem, viele Widerstände zu überwinden. Ein evangelikaler Prediger, bezahlt von lokalen Politikern und Energiefirmen, säte Zwietracht und redete das Vorhaben schlecht. Zeitungen veröffentlichten Hetzartikel gegen Cruz und seine Mitarbeitenden, bezahlte Schlägertrupps lauerten ihnen auf. Doch die Befürworter\*innen



Die Frauen haben einen kleinen Stall mit Legehennen angelegt. Die Eier verkaufen sie auf dem Markt.

des Projektes verzagten nicht. Sie hoben Kanäle aus, leiteten einen Teil des Flusses um, legten Sedimentierungsbecken an, stellten Strommasten auf, verlegten Kabel, bauten ein kleines Elektrizitätswerk. Die ganze Gemeinde half dabei – „auch wir Frauen“, betont Yat. Einige Gemeindeglieder konnten sich zudem in Elektrik oder Buchhaltung weiterbilden. „Es war ein Projekt, von dem wir alle etwas hatten“, sagt Chic.

### Der Traum wird wahr

Als schließlich 2012 die erste Turbine ans Netz ging, feierte die Gemeinde ein rauschendes Fest. „Ein Traum wurde wahr. Nie hätten meine Großeltern das für möglich gehalten“, sagt Bertina, die 23-jährige Tochter von Chic und Yat. Die Gemeinde hat sich seither rasant verändert. Geschäfte bleiben abends länger auf, ein Handladen und eine Schweißerei haben eröffnet, eine Bäcker-Kooperative wird gerade gegründet. Chic, der von einem Arbeitsaufenthalt in den USA elektrische Sägen und Hobel mitgebracht hat, will eine Schreinerei aufmachen, wenn er sein eigenes Häuschen fertig renoviert hat. Kinder brauchen keine Kerzen mehr, um abends Hausaufgaben zu machen. Jugendliche können per Handy und Computer ein Fernstudium absolvieren und plötzlich von einer anderen Zukunft als der Landwirtschaft träumen. „Dank des Stroms haben wir während der Corona-Pandemie keine einzige Unterrichtsstunde verpasst“, sagt Bertinas 17-jährige Schwester Glenda.

Früher hätten die Frauen nicht so selbstbewusst das Wort ergriffen. Der Strom brachte ihnen nicht nur Erleichterung bei der täglichen Hausarbeit, sondern auch ein neues Rollenverständnis. Yat erinnert sich noch gut an die Diskussionen mit ihrem Mann, wo im Haus die erste Glühbirne hängen sollte. „Er wollte sie auf der Veranda, ich in der Küche“, sagt sie und schmunzelt. Beide Orte bekamen schließlich eine.

### Vorbild für andere

Tochter Bertina gehört zu einer Gruppe junger Frauen, die mit Unterstützung von Utz Che', einer weiteren Partnerorganisation von Brot für die Welt, Gemüseärten zur gesünderen Eigenversorgung angelegt haben und einen kleinen Stall mit Legehennen unterhalten, deren Eier sie auf dem Markt verkaufen. Eine andere Frauengruppe stellt Seifen her, eine dritte betreibt eine Saatgutbank mit lokalen Sorten, um die Abhängigkeit von Händler\*innen und ihrem gentechnisch veränderten Saatgut zu verringern. „In der Gesundheitsstation haben wir jetzt Licht, einen Kühlschrank für Impfstoffe und sogar ein Ultraschallgerät, mit



Mitinitiator war Mario Chic, der mit seiner Frau und seinen vier Kindern in La Gloria lebt.

dem ich meine Tochter Genesis noch vor der Geburt im Mutterleib sehen konnte“, erzählt Bertina.

Auch der Umweltschutz hat durch den Strom Anschub bekommen. 50 Prozent der Wälder des Landes wurden inzwischen abgeholzt. In den Projektgemeinden der Zona Reina dagegen schützen die Menschen die Bäume, damit die Wasserquellen und damit der Strom nicht versiegen. Ein Umweltkomitee der Gemeinde kümmert sich in enger Abstimmung mit MadreSelva und Utz Che' um ihren Erhalt und um die Aufforstung.

Das Licht in der Zona Reina strahlt inzwischen weit aus in die Region. Immer wieder kommen Delegationen aus anderen indigenen Gemeinden, die dem Beispiel nachzueifern wollen. Fünf Mini-Wasserkraftwerke gibt es bereits in der Gegend, weitere sind in Planung. „Plötzlich werden wir wahrgenommen“, sagt Bertina mit leuchtenden Augen.

Weitere Informationen und Materialien zum Projekt finden Sie unter: [www.brot-fuer-die-welt.de/projekte/guatemala-wasserkraft](http://www.brot-fuer-die-welt.de/projekte/guatemala-wasserkraft)

Guatemala ist der bevölkerungsreichste Staat Zentralamerikas. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts litt das Land unter einem bewaffneten Konflikt, der erst mit dem Friedensvertrag von 1996 offiziell beendet wurde. Hunderttausende Menschen kamen ums Leben.

Heute leben fast 70 Prozent der Bevölkerung in Armut, die Hälfte ist unterernährt. Betroffen sind insbesondere indigene Kleinbauernfamilien. Sie haben oft große Schwierigkeiten, sich ganzjährig mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Zudem gibt es in ihren Dörfern häufig weder befestigte Straßen noch fließendes Wasser oder Strom.

Text Sandra Weiss  
Fotos Florian Kopp

# Mit Geld kann jeder



Armut verhindert gleichwertige Lebensverhältnisse. Das gilt auch für Städte und Gemeinden. Wenn es einer Kommune finanziell nicht gut geht, muss gespart werden – an der Infrastruktur wie Straßen und Schulen, an der Kultur, an Spielplätzen, aber auch an den sozialen Hilfen in der Stadt. Eine der Städte, die das betrifft, ist Voerde am Niederrhein. Wir haben Bürgermeister Dirk Haarmann getroffen.

Text Christoph Wand Fotos Gerald Biebersdorf

In Voerde gab es viele Zuliefererbetriebe für den Steinkohlebergbau und für das Kohlekraftwerk. Einen breit aufgestellten Mittelstand aber im Schatten dieser großen Betriebe nicht.

Was Voerde so lebenswert macht? „Die Menschen und die wunderbare niederrheinische Kulturlandschaft!“ Wenn Dirk Haarmann über seine Stadt spricht, klingt das nicht wie eine auswendig gelernte Werbebotschaft, sondern ehrlich und voller Heimatliebe. Vielleicht kämpft der 54-Jährige auch deshalb so vehement dafür, dass es Voerde besser geht. Mehr als zehn Jahre lang war die 37.000-Einwohner-Stadt an der Schwelle vom Ruhrgebiet zum Niederrhein in der Haushaltssicherung, musste streng sparen und viele freiwillige Leistungen für ihre Bürger\*innen einstellen.

„Wir sind leider eine steuerschwache Kommune“, erklärt Bürgermeister Haarmann. Der Grund sei wie in vielen Ruhrgebietsstädten der Strukturwandel. Dinslaken ist direkt nebenan, in Voerde gab es viele Zuliefererbetriebe für den Steinkohlebergbau und für das Kohlekraftwerk. Einen breit aufgestellten Mittelstand aber im Schatten dieser großen Betriebe nicht. „Es gab Jahre, da haben wir gerade einmal acht Millionen Euro an Gewerbesteuern eingenommen, andere Städte unserer Größe liegen da bei 25 oder 30 Millionen Euro.“ Und wo die Einnahmen schwach sind, kann natürlich auch nicht viel ausgegeben werden.

**Es fließt erst Geld, wenn die Menschen kommen**

Was das für eine Stadt bedeutet, hat Haarmann in den vergangenen Jahren erfahren. Spielplätze verwahten, auf manchen stand kein einziges Spielgerät mehr. Die Toilettenanlagen an Schulen konnten nicht mehr saniert werden, Turnhallen mussten vorübergehend geschlossen werden, weil Heizungen ausfielen. Das Hallen- und das Freibad sind in die Jahre gekommen und marode, das Kanalnetz ebenso. Am meisten schmerzt Haarmann aber, dass an der sozialen Arbeit gespart werden musste. „Wir haben keinen all-

gemeinen sozialen Dienst für ältere Menschen. Wir sind daher manchmal nicht in der Lage, uns frühzeitig zu kümmern, wenn sie nicht mehr für sich selbst sorgen können und nicht von sich aus auf uns zukommen. Ich habe Wohnungen gesehen, das ist unbeschreiblich.“ Auch für Jugendliche gebe es viel zu wenig Angebote. Bei den Hilfen zur Erziehung, also der Unterstützung für Familien etwa durch Sozialarbeiter\*innen sehe es etwas anders aus, weil diese Hilfen Pflichtaufgaben einer Kommune seien. „Aber dafür ist da dann der Bedarf enorm hoch in unserer Stadt, teilweise haben wir bis zu zehn Prozent des Gesamtetats nur für Hilfen zur Erziehung ausgegeben.“

**50 Millionen im Dispokredit**

Für die Bürger\*innen in Voerde seien die vergangenen Jahre eine harte Zeit gewesen. Aber sie hätten es gemeinsam geschafft. So gebe es eine sehr ausgeprägte Ehrenamtskultur. Nicht nur in Sport- oder Schützenvereinen seien Menschen aktiv, erzählt Haarmann, auch in Kitas, Schulen, für geflüchtete Menschen oder in einigen Fördervereinen, die es beispielsweise geschafft hätten, dass die Schwimmbäder nicht geschlossen werden mussten und im Betrieb gesichert werden konnten. „Das große Engagement bei der freiwilligen Feuerwehr macht es außerdem möglich, dass wie auf eine Berufsfeuerwehr verzichten können“, ergänzt der Bürgermeister. „Das spart uns als Kommune mehrere Hunderttausend Euro im Jahr.“

So sieht Haarmann Licht am Ende des Tunnels. Das eiserne Sparen habe natürlich geholfen, sonst hätte man jetzt nicht einen ausgeglichenen Haushalt. Dazu seien die vergangenen Jahre genutzt worden, um auch die Weichen für die Zukunft zu stellen. Es wurden neue Gewerbegebiete ausgewiesen, in denen sich schon Unternehmen ange-



Bürgermeister Dirk Haarmann kämpft vehement für seine Stadt.

bis zu 50 Jahre abtragen. Gleiches gelte für die Unterbringung von geflüchteten Menschen. „Wir müssen ja genügend Plätze vorhalten, ohne zu wissen, wie viele Menschen wirklich zu uns kommen“, berichtet Haarmann. „Diese Vorhaltekosten ersetzt uns aber niemand, es fließt erst Geld, wenn die Menschen kommen.“

Für die Versorgung von geduldeten Menschen, die also keinen Asylstatus bekommen haben, aber aus humanitären Gründen bleiben dürfen, habe es über Jahre gar keine Kostenersatzung gegeben.

Und manchmal sind es sogar Einzelschicksale, die eine Kommune in finanzielle Schwierigkeiten bringen können. Der Bürgermeister erzählt von einer angeblich alleinerziehenden Mutter, die aus einer Großstadt nach Voerde gezogen sei. Und auf einmal sei eine Forderung der Großstadt an Voerde nach Übernahme von Kosten in Höhe von 350.000 Euro pro Jahr gestellt worden, weil bereits mehrere Kinder der Frau in stationären Einrichtungen untergebracht seien – und da entscheidet der Wohnsitz der Mutter darüber, welche Kommune zahlen muss.

Ein Beispiel ist das, wo seiner Meinung nach auch Strukturen im Verhältnis von Bund, Ländern und Kommunen geändert werden müssen. Ein weiteres ist der dringend benötigte Entschuldungspakt. „Man kann sich das so vorstellen, dass wir 50 Millionen im Dispokredit sind“, erklärt Haarmann. Das sei eine große Hypothek, vor

allem, wenn irgendwann die Zinsen wieder steigen. Der Bund habe da Hilfen angekündigt, aber jetzt gehe es zwischen Bund und Land hin und her, ohne dass die Entschuldung Realität werde. „Da brauchen wir noch in diesem Jahr eine Lösung, sonst ist der Tunnel ganz schnell wieder dunkel.“

Trotzdem – den Kopf in den Sand stecken ist keine Option für Dirk Haarmann. Dazu ist er seiner Stadt viel zu sehr verbunden. Und dazu hat er viel zu viele Pläne, die er angehen will, wenn es trotz der Unwägbarkeiten weiter bergauf geht. Schulen und Kitas sanieren, ein Quartiersmanagement aufbauen, die Altenarbeit verbessern, Offene Türen für Jugendliche schaffen, ein neues kombiniertes Hallen- und Freibad bauen, in Klimaschutz investieren. Es wird nicht einfach sein, das alles zu realisieren. „Aber mit Geld kann jeder.“

Voerde ist Mitglied im Aktionsbündnis „Für die Würde unserer Städte“. In dem Bündnis haben sich 70 Kommunen in acht Bundesländern parteiübergreifend und auf Zeit zusammengeschlossen mit dem Ziel, eine bessere Finanzausstattung und die Entschuldung unterfinanzierter und überschuldeter Kommunen zu erreichen.

„Da brauchen wir noch in diesem Jahr eine Lösung, sonst ist der Tunnel ganz schnell wieder dunkel.“

## Hassels – Das sind wir!

In der Hochhaussiedlung Hassels-Nord im Düsseldorfer Süden leben Menschen aus rund 40 Nationen. „Wer hier wohnt, will weg“, heißt es manchmal. Tatsächlich ist die Erfahrung der Mitarbeitenden des Ernst-Lange-Hauses, dem Stadtteilzentrum der Diakonie Düsseldorf in Hassels-Nord, eine ganz andere. Als der ehemalige Eigentümer des Wohnkomplexes nach einer energetischen Sanierung die Mieten erhöhte, waren die Wohnungen für viele Familien nicht mehr bezahlbar. Deshalb kämpften die Mitarbeiter\*innen der Diakonie mit den Bewohner\*innen darum, dass diese bleiben konnten. Klar, es sei nicht alles rosig, so die Mitarbeitenden, doch insgesamt fühlten sich die Menschen in Hassels-Nord wohl. Aber was sagen die Bewohner\*innen eigentlich selbst zu ihrem Quartier? Wir haben nachgefragt.

Text Anne Wolf Fotos David Ertl

→



## Christa



Ich habe von 1986 bis 2016 in Hassels-Nord im Haus mit der Hausnummer acht gewohnt. Eigentlich wollte ich nicht wegziehen, aber als meine Kinder ausgezogen sind, war die Wohnung mit 91 Quadratmetern zu groß für mich geworden und ich musste mir etwas Neues suchen. Zum Glück habe ich ganz in der Nähe eine kleinere Wohnung gefunden. In Hassels-Nord leben Menschen aus 40 Nationen. Man selbst ist mittendrin. Das hat mir immer gut gefallen. Zu vielen Nachbar\*innen habe ich auch heute noch Kontakt. Wir schreiben uns Whatsapp-Nachrichten. Außerdem engagiere ich mich schon lange ehrenamtlich im Ernst-Lange-Haus im Café und im Info-Büro und so läuft man sich automatisch immer mal wieder über den Weg. Für die Kinder und Jugendlichen ist Hassels-Nord auch ein prima Ort – es gibt hier sehr viele Angebote für sie und auf dem Platz können sie wunderbar spielen.

Christa Scholz (73)

## Vera



Der Aufzug in unserem Haus ist immer wieder kaputt. Das ist für mich ein echtes Problem. Ich wohne in der achten Etage und habe drei Kinder – und alleine die ganzen Einkäufe hochzutragen, macht viel Arbeit. Außerdem klagen die Kinder, dass ihnen die Beine wehtun. Das mit dem kaputten Aufzug beschäftigt mich sehr, aber das ist auch das einzige Problem. Ich lebe gerne hier, der Kindergarten und die Schule sind direkt um die Ecke und ich bekomme viel Unterstützung, zum Beispiel im Ernst-Lange-Haus. Die Mitarbeiter\*innen haben mir geholfen, als meine Küche kaputtgegangen ist, und mir mit Hilfe von Spendengeldern eine neue besorgt. Ich komme aus Nigeria und lebe seit vier Jahren im Viertel. Mein großer Traum ist es, einmal ein eigenes Haus zu besitzen – am liebsten direkt hier, in Hassels-Nord.

Vera Osqiv (37)

## Franco



An der Stelle, wo heute meine Bier-Gaststätte Oerschbach Klause steht, habe ich als Kind nach der Schule noch Kartoffeln ausgegraben. Damals standen hier noch keine Hochhäuser. Es gab nur einen Kartoffelacker. Der Stadtteil hat sich im Laufe der Jahre sehr verändert, und es gab eine Zeit, da wollte ich ganz weg, auch aus meiner Wohnung, die direkt über meiner Gaststätte liegt. Aber da hatte ich schon meine Gaststätte – und bin meinen Kunden zu Liebe geblieben. Ich habe sogar einen Gast, der aus Hassels in den Düsseldorf Norden gezogen ist und jetzt immer einmal quer durch die Stadt fährt, um bei mir ein Bier zu trinken. In Hassels-Nord leben viele muslimische Familien, die natürlich nicht bei mir einkehren, weil sie keinen Alkohol trinken. Aber auch wenn nicht alle bei mir einkehren: Ich kenne die Leute und die Leute kennen mich und das gefällt mir. Wie gut der Zusammenhalt ist, hat man auch während der Pandemie gemerkt, da ist man noch einmal öfter miteinander ins Gespräch gekommen. Natürlich gibt es im Stadtteil auch Probleme – und manchmal würde ich den jungen Leute hier echt gerne mal die Ohren langziehen. Dauernd machen sie irgendwas kaputt. Aber so ist das eben. Meinen Pachtvertrag habe ich gerade verlängert.

Franco Salpete (66)

## Nader



Ich bin 19 Jahre alt und in Hassels-Nord geboren. Als meine Eltern vor vielen Jahren aus Afghanistan hierhergezogen sind, war es noch so, dass Familien mit mehreren Kindern zwei nebeneinanderliegende Wohnungen anmieten konnten. Ich lebe in der Wohnung meiner Eltern, zusammen mit meiner Schwester, die aber bald auszieht, weil sie heiraten wird. Und meine Brüder und meine andere Schwester lebten in der anderen Wohnung nebenan. Das hat immer gut geklappt. Seit es nach der Modernisierung einen neuen Vermieter gibt, können große Familien keine zwei Wohnungen mehr mieten – das war bei uns also eine besondere Situation. Ich fühle mich im Stadtteil richtig zu Hause. Mein Lieblingsort ist der Spielplatz, weil ich dort früher oft mit meinem Vater war. Früher bin ich auch oft in den Jugendclub gegangen, aber da fühle ich mich jetzt zu alt für. Bald fange ich eine Ausbildung als Automobil-Kaufmann an. Erst einmal möchte ich aber trotzdem hier wohnen bleiben – wie meine andere Schwester und mein älterer Bruder. Sie leben mit ihren Familien jetzt im bürgerlichen Hassels, meine Schwester hat mittlerweile auch ein Kind bekommen. Die Wahabis sind jetzt also schon in der dritten Generation hier.

Nader Wahabi (19)

## Siekim



Ich möchte hier nicht weg. Ich habe hier viele Freunde und kann hier viele Sachen machen, Fußball spielen, Fangen spielen, auf den Spielplatz gehen, zum Sportactionbus oder zum Spielcontainer. Das ist gut.

Siekim (6)

## Doris



Wir haben hier überhaupt keine Probleme, und ich bin sehr froh, dass ich hier wohnen kann. Ich lebe mit acht Kindern in einer Vier-Zimmer-Wohnung. Mit so vielen Kindern ist es oft laut, aber die Nachbar\*innen stört das nicht. Sie haben selbst alle Kinder. Es hat noch nie jemand bei mir geklopft, um sich zu beschweren. Die Kinder können alleine vor die Tür gehen und spielen. Ich muss mir keine Sorgen machen. Denn wir gehen alle friedlich miteinander um.

Doris Atta Mensah (42)

„Hassels-Nord, das ist ein kleines Abbild der Vielfalt unterschiedlicher Kulturen, Religionen und Nationalitäten. Und so wie ich es sehe und mitbekomme, leben die Menschen hier friedlich und freundschaftlich miteinander, tolerieren und unterstützen sich. Ein solcher Ort kann in jedem Fall ein Zuhause sein.“

Diakoniefarrer  
Michael Schmidt (58)

# Wie Uwe Lübbermann

die Wirtschaft  
hacken will

## Im Hamburger Getränkekollektiv von Uwe Lübbermann zählt jede Meinung, alle Kollektivist\*innen werden nach Einheitslohn bezahlt, und Kündigungen sind nahezu ausgeschlossen. Kann das funktionieren? Ein Interview mit dem Gründer.

Text Kira Küster

**Ist das Premium-Kollektiv ein Modell, das Armut reduzieren kann?**

Armut ist nichts, was einem passiert, sondern ist eine Entscheidung, die getroffen wurde. Aber nicht von den Menschen, die arm sind, sondern von anderen. Es gibt auf dieser Welt genug Ressourcen für alle. Diejenigen, die über die Ressourcen entscheiden, verfolgen aber nicht das Ziel „Wie verteile ich die Ressourcen am besten?“, sondern „Wie kann ich mir am meisten von den Ressourcen nehmen?“. Die Folge: Eine Handvoll Menschen hat so viel Besitz wie die Hälfte der ärmsten Weltbevölkerung zusammen.

Wenn man das ändern will, gibt es verschiedene Herangehensweisen: Man kann in die Politik gehen oder demonstrieren, oder man kann sich das Arbeitsfeld „Wirtschaft“ aussuchen. Das ist mein Feld. Hier kann ich agieren und etwas bewegen. Und hier kann ich vormachen, wie ein Unternehmen aussehen könnte, das nicht Gewinnmaximierung zum Ziel hat, sondern ein vernünftiges Auskommen für alle erreichen will.

**Wie erreicht das Premium-Kollektiv dieses vernünftige Auskommen für alle?**

Da gibt es zwei wichtige Stellschrauben, an denen wir gedreht haben: Zum einen setzen wir auf die Unternehmens-

demokratie. Das heißt, dass die Menschen, die ein Unternehmen besitzen, nicht automatisch über alles bestimmen: Alle Betroffenen müssen miteinbezogen werden. Dafür braucht es einen Konsens. Zum anderen haben wir ganz klar gesagt, dass wir keine Gewinne erwirtschaften wollen für den Inhaber, sondern wir wollen ein vernünftiges Auskommen haben für alle – mit einem Einheitslohnmodell. Das funktioniert jetzt schon seit über 20 Jahren. Das ist gelebte Praxis. Und es zeigt, dass wir mit unserem Unternehmensmodell Potenziale heben können, die konventionelle Unternehmen liegen lassen.

**Welche Potenziale sind das?**

Zum Beispiel haben wir über 1.700 gewerbliche Partner\*innen, mit denen wir zusammenarbeiten, und wir hatten noch nie einen Rechtsstreit. Ein anderes Beispiel: 13. März 2020, der Beginn der Pandemie, 95 Prozent Umsatzrückgang und das auf unbekannte Dauer. Das ist eigentlich für die meisten Unternehmen ein Todesurteil. Ich habe kurz überlegt, ob ich in dieser Ausnahmesituation alles kürze und streiche. Das habe ich dann aber nicht gemacht, sondern ich habe umverteilt: Ich habe alle – Lieferanten, Fahrer\*innen, Händler\*innen, Mitarbeitende etc. – gefragt, ob wir Geld kürzen, verschieben oder streichen dürfen. Das heißt: Ich bestimme nicht über dich, sondern du entscheidest mit. Und

andersherum habe ich auch gefragt, ob der jeweils andere etwas von uns braucht, weil er vielleicht in eine finanzielle Schieflage geraten ist. Ich habe also umverteilt von denen, die gerade etwas hatten, zu denen, die gerade etwas brauchten – weil in der Summe genug da ist. Das Ganze basierte nur auf Vertrauen! Es gab keine schriftlichen Verträge, Zins- oder Rückzahlungsvereinbarungen. Alle Vereinbarungen basierten nur auf Zuruf und Vertrauen. Das geht aber nur, wenn du vorher schon jahrelang Vertrauen aufgebaut hast. Es gab einen Getränkehändler, der hat einfach so von sich aus 10.000 Euro geschickt und gesagt: „Arbeite mal damit. Wenn ich das Geld wieder brauche, dann melde ich mich irgendwann.“ Unser Ziel war: Wir lassen niemanden hängen. Niemand soll in die Armut rutschen.



„Geld macht nicht glücklich, aber zu wenig Geld macht sehr unglücklich.“



Weil du Armut selbst erlebt hast?

Ja, auch. Ich weiß selbst, wie das ist, arm zu sein als Kind einer alleinerziehenden Mutter, die nicht viel Geld hatte. Geld macht nicht glücklich, aber zu wenig Geld macht sehr unglücklich. Deshalb ist mein Ziel, dass alle genug haben. Für mich ist das aber auch eine Belastung, weil ich die Person im Kollektiv bin, die voll haftet: Das war damals die einfachste und kostengünstigste Form, das Kollektiv zu gründen. Ich habe auch Existenzängste: Wenn man längere Zeit einmal arm war, geht diese Angst nicht wirklich wieder weg, auch wenn man später erfolgreich ist. In der Pandemie gab es so viele Menschen, die etwas brauchten oder haben wollten, und ich stand zwischendrin. Ich musste jonglieren

und wollte niemanden hängen lassen. Mein Gehalt habe ich als Erstes eingefroren und später dann auf 1.000 Euro gesetzt, um das Unternehmen zu stützen. Diese 1.000 Euro sind mein Minimalbetrag, den ich auch wirklich brauche. Damit hatte ich immer etwas zu essen, konnte heizen und hatte Strom.

Welche Grundprinzipien unterscheidet das Kollektiv von anderen Unternehmen?

Es gibt eigentlich nur ein Grundprinzip, das feststeht. Dieses Grundprinzip ist die Gleichwürdigkeit aller Menschen, alles andere können wir diskutieren. Gleichwürdigkeit bedeutet: „ein Mensch ist ein Mensch“ – egal, welche Hautfarbe, welche Religion, welche sexuelle Orientierung oder Meinung er hat. Daraus ergeben sich Rechte, die jeder Mensch hat. Unsere Methode ist daher die Konsensdemokratie, die auf der Gleichwürdigkeit aufsetzt. In unserem 20-jährigen Bestehen haben wir es nur drei Mal nicht geschafft, einen Konsens zu erreichen. Wenn dieser Fall eintritt, entscheide ich als Inhaber des Unternehmens. Das ist für mich im Übrigen auch ein Kennzeichen von guter Führung: Je seltener eine Führungskraft etwas anordnen muss, desto besser ist die Führung gelaufen. Außerdem gibt es bei uns nicht den Lohn nach Leistung, sondern nach Bedürfnissen. Denn Leistungsfähigkeit ist häufig das Ergebnis von Glück im Leben vorher, zum Beispiel weil man wohlhabende Eltern hatte oder ohne eine Krankheit leben konnte.

Aber es gibt noch weitere Dinge, die ihr anders macht?

Es gibt eine ganze Reihe von Ableitungen der Gleichwürdigkeit. Wir haben zum Beispiel den Antimengenrabatt. Das bedeutet, dass wir Rabatte für diejenigen anbieten, die nur geringe Mengen abnehmen. Oder die „Kann-ich-damit-leben-Regel“, die sicherstellt, dass wir fast immer einen Konsens finden. Bei uns gibt es auch kein Personalauswahlverfahren. Wir lassen im Prinzip jede Person jeden Job probieren, wenn sie das möchte. Diese Personen haben sofort volles Stimmrecht, Kündigungsschutz und Zugang zu allen Informationen. Das bedeutet große Sicherheit und Freiheit, aber auch große Macht. Bei uns gibt es keine Sanktionen. Wenn Fehler passiert sind, dann reden wir darüber. Wenn drei Mal derselbe Fehler passiert ist, dann machen wir uns darüber Gedanken, ob vielleicht der Job umgebaut werden muss, damit der Fehler nicht mehr passiert. Wir lassen niemanden hängen, auch nicht die Leute, die sich vielleicht schwierig und anstrengend verhalten. Denn auch sie brauchen ihr Einkommen.

Wie hoch ist der Einheitslohn im Kollektiv?

Mit 18 Euro brutto pro Stunde bleiben bei einer Vollzeitstelle am Ende etwa 2.000 Euro übrig. Das reicht für eine Einzelperson. Wer Kinder hat, bekommt pro Kind zwei Euro pro Stunde zusätzlich. Dasselbe gilt für alle, die Angehörige pflegen oder eine Behinderung haben. Und weil wir keine Geschäftsräume haben, sondern alle von unterschiedlichen Orten aus arbeiten, gibt es eine Arbeitsplatzpauschale von 1,50 Euro pro Stunde dazu. Bei uns wird niemand reich, aber das ist auch nicht unser Anspruch. Das Geld soll ausreichen: für Miete, gesundes Essen und so weiter.



„Unser Grundprinzip ist die Gleichwürdigkeit aller Menschen.“



Wie bist du eigentlich auf die Kollektiv-Idee gekommen?

In jungen Jahren hatte ich sehr viele verschiedene Jobs. Mein Schlüsselmoment kam dann tatsächlich auf dem Bau, wo die Maurer ein ganz umgedrehtes Weltbild hatten. Sie hielten nichts von Akademiker\*innen, die handwerklich nicht richtig was zustande bringen. Da wurde mir klar: Bank-Menschen halten die Bau-Menschen für etwas Geringeres, und umgekehrt gilt das genauso. Und ich fragte mich: Wer hat hier eigentlich recht? Meine Antwort lautete: eigentlich keiner. Das sind alles Menschen. Banker brauchen Maurer, und Maurer brauchen Banker. Das war erst einmal so ein Gefühl. Als Gründer hatte ich dann zuerst keine rechte Ahnung von bestimmten Dingen, weil mir die Erfahrung fehlte, also habe ich alle

eingeladen, sich zu beteiligen. Es gab kein Konzept und keinen Plan, sondern einfach diese Grundhaltung, und damit haben wir los- und weitergearbeitet.

Und wie definierst du Erfolg?

Für mich ist Erfolg vorrangig die Abwesenheit von Problemen und die Absicherung meines Lebens. Und dann gibt es da noch eine andere Ebene des Erfolgs, wie zum Beispiel Potenziale zu heben, die andere nicht heben können. Für das Fusion-Festival habe ich beispielsweise die Getränke-Logistik so optimiert, dass bei der Lieferung neun LKWs eingespart werden konnten. Und dieses Jahr schaffe ich bestimmt 11.

Dein Buch heißt „Wirtschaft hacken“. Warum?

Wenn ich gefragt werde, wie sich meine Arbeit zu den gängigen Ideen des Wirtschaftens verhält, antworte ich oft, dass ich versuche, das Beste aus zwei Welten zu verbinden: aus der Welt der konventionellen Wirtschaft und aus der Welt der alternativen Wirtschaft. Um zukunftsfähig zu sein und nachhaltig zu wirken, braucht Wirtschaft das Prinzip der Kooperation. Ich glaube, unser Wirken im Kollektiv lässt sich durchaus in Analogie zum Hacken von Computern verstehen. Wir übernehmen einen kleinen Teil des Systems und breiten uns dann immer weiter aus – wie ein Virus in der Software.



Das Buch „Wirtschaft hacken“ von Uwe Lübbermann ist im Buechner Verlag erschienen. Menschen, die nicht viel Geld haben, können sich das Buch kostenfrei als pdf, ePUB und Hörbuch auf der Verlagsseite herunterladen: [www.buechner-verlag.de/buch/wirtschaft-hacken](http://www.buechner-verlag.de/buch/wirtschaft-hacken)

# Wenn die Rente zum Leben nicht reicht

20,6 Prozent der Über-65-Jährigen gelten in Deutschland als arm. Besonders häufig betroffen sind Frauen. Wenig Geld zu haben, kann den Alltag stark bestimmen – und das Älterwerden.

„Ich kann nicht sagen, dass ich arm bin“, sagt Gabriele Schäfer. Die 83-Jährige, die eigentlich anders heißt, sieht sich in ihrer Ein-Zimmer-Wohnung um und findet: Ihr fehlt nichts. Elvira Rössner (72) sagt: „Mein Alltag ist schon enorm eingeschränkt“, aber auch: „Armut ist relativ.“ Beide Frauen gehören zu den Menschen, die im Alter auf Grundsicherung angewiesen sind – weil die Rente, die sie bekommen, nicht zum Leben ausreicht.

So wie Elvira Rössner und Gabriele Schäfer geht es in Deutschland etwa 1,1 Millionen Menschen. So viele haben laut Zahlen des Statistischen Bundesamts 2020 „Grundsicherung im Alter und bei Erwerbsminderung“ bezogen. Doch was ist eigentlich Armut? Statt Armut an existenziellen Notsituationen festzumachen – kein Geld für eine Wohnung, nicht genug zu essen –, wird in der EU ein relativer Armutsbegriff verwendet. Demnach gelten Menschen als arm, deren Einkommen weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens des Landes beträgt, in dem sie leben. Zum Einkommen zählt dabei sowohl das Geld, das durch Arbeit – oder Rente – eingenommen wird, als auch Wohngeld, Kindergeld oder andere Leistungen vom Amt.

Denn weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zu haben, bedeutet, finanziell nicht die Mittel zu haben, den Lebensstandard der Mehrheit in einem Land für sich zu finanzieren. In Deutschland liegt die Grenze für Alleinlebende laut Statistischem Bundesamt aktuell bei 14.076 Euro im Jahr –

## 20,6 Prozent Über-65-Jähriger gelten in Deutschland als arm. Besonders häufig betroffen sind Frauen.

also etwa 1.173 Euro im Monat. 18,5 Prozent der Menschen, die in Deutschland leben, liegen mit ihrem Einkommen momentan darunter. In der Gruppe der Über-65-Jährigen sind es 20,6 Prozent.

2021 hat das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend eine Studie über „Hohes Alter in Deutschland“ veröffentlicht. Diese ergab, dass 22 Prozent der Über-80-Jährigen in Deutschland von Armut betroffen sind. Die Studie zeigt auch: Besonders häufig betrifft Armut im Alter Frauen – etwa 26 Prozent in dieser Altersgruppe, unter Männern sind es nur 17 Prozent. Auch Bildungsstand und die Frage, ob und wie lange die Personen erwerbstätig waren, spielt eine Rolle.

„Ich habe immer gearbeitet, trotz meiner fünf Kinder“, sagt Gabriele Schäfer. Nur habe sie nie in die Rentenkasse eingezahlt – eher abends gekellnert, während ihr Mann auf die Kinder aufgepasst habe. Er, sagt sie, habe nicht gewollt, dass sie offiziell, also sozialversicherungspflichtig arbeite. Nach der Scheidung habe sie in einem Supermarkt gearbeitet, nebenbei geputzt. Aber weil sie sich dann alleine um die Kinder kümmern musste, habe sie auch das aufgegeben. Beim Arbeitsamt habe man damals zu ihr gesagt: „Wieso wollen sie überhaupt arbeiten? Sie haben doch kleine Kinder zu Hause?“, und dass es dem Mann einen Anlass geben könnte, das alleinige Sorgerecht einzufordern, wenn sie nicht genug Zeit habe, sich zu kümmern. Also sei sie zu Hause geblieben.

Elvira Rössners Biografie ist anders. Sie hat Drogistin gelernt und auch lange Zeit gearbeitet. Durch die Scheidung von ihrem Mann sei das schwieriger geworden – um von ihm Unterhalt für sich und die beiden Kinder zu bekommen, habe sie zunächst nichts mehr selbst verdienen dürfen. Später habe sie gearbeitet, sei dann aber für zehn Jahre nach Costa Rica ausgewandert. Habe dort in einer Finca gelebt und Apfelsinen verkauft und mit Tourismus etwas dazuverdient.

„Ich bin dann wieder zurück, um meine Rente aufzubessern“, sagt sie. Eigentlich habe sie in Costa Rica alt werden wollen – dann sei sie aber doch hier geblieben. In der Zeit, in der sie dort gelebt hat, habe sie nicht in die Rentenkasse eingezahlt. Und das rächt sich heute.

„Es geht in erster Linie um Lebensmittel“, sagt sie. Im Alltag drehe sich vieles darum, sich zu versorgen. Das nehme viel Zeit ein. An der Ackerstraße im „Laden“ gibt es günstige Lebensmittel für Menschen mit wenig Geld. Alle drei Wochen hole sie außerdem Essen bei der Tafel. „Da bin ich einmal im Monat so richtig vollgeessen“, sagt sie. Für sie als Alleinstehende seien die frischen Sachen, wie Salat, oft zu viel

auf einmal – trotzdem wolle sie nichts wegwerfen. Gelegentlich sammle sie Pfandflaschen und hole sich beim Zentrum *plus* einen Einkaufsgutschein für den Supermarkt in der Nähe. Oder decke sich im Käse-Großhandel mit Käse und Joghurt ein. „Früher war ich sehr verwöhnt“, sagt sie. „Ich war ja nicht immer arm.“

Gabriele Schäfer sagt, sie müsse sich kaum einschränken. Kaufe nicht immer nur das Billigste. Einmal im Monat bringe der Pfarrer eine Tüte Lebensmittel – meist Konserven – vorbei. Die gebe es eigentlich an der Essensausgabe, aber weil sie nicht so gut zu Fuß ist, komme der Pfarrer bei ihr vorbei. Ansonsten versuche sie, gut zu planen, vorzukochen und einzufrieren, sodass sie nichts wegwerfen müsse.

Gabriele Schäfer sagt, sie habe im Monat etwa 520 Euro zur Verfügung. Die Miete zahle das Sozialamt. Bei Elvira Rössner sind es etwa 407 Euro. Ebenfalls ohne die Miete. 130 Euro oder etwas über 100 Euro pro Woche, 17 oder 13 Euro pro Tag. „Ich kann mich immer auf meine Kinder verlassen“, sagt Gabriele Schäfer. Ihr Sohn bezahlt ihre Stromrechnung, eine der Töchter die Handyrechnung. Alle zwei Wochen kommt eine der anderen und bringt zwei Kisten Wasser und ein paar Lebensmittel. Auch deshalb bleibt ihr von dem Geld, das sie im Monat hat, mehr übrig.

Bei ihrem Umzug vor einigen Jahren hätten die Kinder auch geholfen, eine günstige Einbauküche und eine Waschmaschine zu besorgen. Viele Menschen, die mit wenig Geld auskommen müssen, berichten von der Sorge vor unerwarteten Kosten. Dass etwa

**„Ich glaube, viele Ältere fühlen sich schuldig – einzugestehen: Ich habe es nicht geschafft.“**



Bei Elvira Rössner ist das Geld häufig knapp. Sie ist auf Lebensmittelspenden angewiesen. Manchmal sammelt sie Pfandflaschen.

die Waschmaschine oder der Kühlschrank kaputte gehe – und einfach keine Rücklagen da seien, um diese zu ersetzen. Diese Sorge hat Gabriele Schäfer nicht. Im Notfall würden die Kinder einspringen.

„Ich habe schon Armut erlebt“, sagt sie. Sie ist 1938 geboren, ihre Mutter war mit drei Kindern alleine – der Vater im Krieg. Sie erinnert sich, wie die Mutter aus Grieß und Sardellenpaste Leberwurst-Ersatz für die Kinder gemischt hat. Das sei eine schwierige Zeit gewesen. „Vielleicht bin ich deshalb bescheiden.“ Die andere Situation, in der es wirklich brenzlich war, war, als es kurz nach der Scheidung Probleme mit der Unterhaltszahlung gegeben habe. Drei Monate lang sei kein Geld angekommen, und sie habe mit fünf Kindern keinerlei Einnahmen gehabt. „Da sind wir am Nachmittag über die Felder gelaufen und haben geschaut,

ob irgendwo ein Kohl bei der Ernte übrig geblieben ist.“

Damit verglichen gehe es ihr heute gut. Sie brauche auch nicht viel – sei mit weniger zufrieden. Urlaub und Luxusgüter seien das Einzige, worauf sie verzichten müsse. Obwohl ihr zu letzterem spontan nicht einfällt, was sie sich da wünschen würde. Und Urlaub: „Meine Tochter nimmt mich nach Ostern mit nach Griechenland.“ Da freue sie sich schon.

Auch Elvira Rössner fehlt das Reisen. Und die Kultur. „Mir fehlt oft der Ausgleich.“ Dass es bei ihr im Alter so knapp werden würde, habe sie sich vorher nicht vorgestellt. Sie hatte gehofft, dass auch dann noch Reisen möglich sein würden. Besuche im Konzert oder im Theater. Kurse an der Volkshochschule. All das sei schwierig und eher nur im kleinen Rahmen und mit der Unterstützung von Organisationen

möglich, die sich für Kulturangebote für Bedürftige einsetzen. Durch die Corona-Pandemie seien diese Angebote weniger geworden.

„Ich wurschtel mich so durch“, sagt Elvira Rössner. Immer wieder komme ihr die Ausbildung zur Drogistin zugute. Es gebe in der Stadt allerlei essbare Pflanzen, wie Brennnesseln, Löwenzahn oder Vogelmähre. Sie verbringe viel Zeit damit, umherzuspazieren und zu sammeln. Auch Brombeersträucher gebe es einige, die öffentlich zugänglich seien. „Ich bin da ungebremst – ich esse alles.“ Auch Kosmetika stelle sie selbst her – Deo zum Beispiel.

„Wahrscheinlich bin ich untypisch.“ Sie habe auch kein Problem damit, Lebensmittel bei der Tafel oder Kleidung im Sozialkaufhaus holen zu müssen. „Die Zeit, die ich in Costa Rica verbracht habe, möchte ich nicht missen“, sagt sie. Sie stelle aber immer wieder fest, dass es viele Menschen Überwindung kostet, zu den Ausgabestellen zu gehen und zu zeigen, dass sie darauf angewiesen sind. „Ich glaube, viele Ältere fühlen sich schuldig – einzugestehen: Ich habe es nicht geschafft.“ Wenn sie im Alter noch Unterstützung brauchen. Doch über sich sagt sie trotz allem: „Ich sehe das nicht so tragisch.“

**Elvira Rössner und Gabriele Schäfer haben wir in den zentren *plus* der Diakonie Düsseldorf kennengelernt. Die Mitarbeitenden in den zentren *plus* beraten und unterstützen ältere Menschen auch bei finanziellen Schwierigkeiten. Mehr Informationen unter: [www.diakonie-duesseldorf.de/zentrenplus](http://www.diakonie-duesseldorf.de/zentrenplus)**

# Mama allein zuhaus

Drei Alleinerziehende mit verschiedenen Hintergründen: Die eine hat einen Vollzeitjob, die andere bezieht Hartz-Vier, die dritte hat studiert. Sie eint, dass sie mit wenig Geld durch den Monat kommen müssen – und sich oft wie gefangen fühlen in einer Situation, die sie sich nicht ausgesucht haben.

Nora\* stand im Supermarkt. Tee war im Angebot. Die Packung kostete sonst doppelt so viel. Trotzdem war sie immer noch teurer als die billigste. Nora überlegte. Nahm die Packung in die Hand, legte sie wieder ab, nahm sie wieder in die Hand, wägte ab. „Gönn ich mir den jetzt oder nicht? Kann ich mir das leisten oder nicht“, sagt Nora. Sie hat ihn sich gegönnt. Ihre Kinder waren begeistert. Der Tee war ruckzuck alle. Die Kinder baten Nora, noch so einen Tee zu kaufen. „Bitte, Mama“, sagte sie, so wie Kinder eben bitten können, wenn sie etwas wollen. „Ich konnte nicht Ja sagen“, erinnert sich Nora. Vielleicht im nächsten Monat, tröstete sie die beiden.

Nora ist eine von drei alleinerziehenden Müttern, die in diesem Artikel davon berichten, was es mit ihnen macht, kein Geld zu haben. Diese Mütter arbeiten, sie befinden sich in Ausbildung oder beziehen Arbeitslosengeld II. Sie vereint, dass sie sich in einer Situation wiederfinden, die sich wie

gefangen anfühlt. Dabei hat jede von ihnen eigene Wege und Strategien gefunden, damit umzugehen.

Rund 1,5 Millionen Alleinerziehende gibt es in Deutschland. 1,34 Millionen davon sind Frauen, 185.000 sind Männer. Von diesen Alleinerziehenden gelten 43 Prozent als einkommensarm, wie eine Erhebung der Bertelsmann Stiftung feststellte. Krasser formuliert: Alleinerziehend sein ist ein Armutsrisiko. Gleichzeitig arbeiten 71 Prozent aller alleinerziehenden Eltern. Dennoch reicht es bei vielen nicht, um zu überleben. Also stocken sie mit Hartz IV auf.

Alexandra hat einen Vollzeitjob. Sie arbeitet als Prozessmanagerin in einer mittelgroßen Firma in Berlin und verdient eigentlich gut. Doch mit drei Kindern, die sie ohne Unterstützung und alleine großzieht, kommt sie häufig an ihre Grenzen. „Ich spare vor allem an mir“, sagt sie. Zu viert wohnen sie in einer „winzigen Wohnung“. Ihre Kinder haben ihre eigenen, kleinen Zimmer, nur sie nicht. Abends zieht sie die Couch aus, macht sich daraus ihr Bett, seit zehn Jahren schon. Der Rücken leidet, doch das muss sie hinnehmen. Alexandra fährt nicht in den Urlaub, kauft sich kaum neue Dinge. Ihr jüngstes Kind geht noch in die Kita, ihr ältestes hat mit dem Studium begonnen – in eine eigene Wohnung ziehen komme aber nicht in Frage. „Ich kann nicht für unser und für ihr Leben zahlen. Das geht leider nicht. Und Bafög wäre bei den Mieten nur ein Tropfen auf den heißen Stein.“

Um dennoch die Kinder durch den Monat zu bringen, hat Alexandra ihre Finanzen bis auf den letzten Euro durchgeplant. Sie verfährt nach dem Sechs-Konten-Modell, auf das sie ihr Gehalt aufteilt. Miete und laufende Kosten sind das eine, dann kommt der Lebensunterhalt, dann der Posten für die Kinder, der für die Reparaturen, fürs Sparen, für andere Ausgaben. Wenn ein Topf alle ist, ist er alle. Nur ihre Kinder



43 Prozent aller erwerbstätigen Alleinerziehenden in Deutschland gelten als einkommensarm.

sollen von alledem so wenig wie möglich mitbekommen. Also organisiert Alexandra statt teurer Ausflüge, kostenlose Alternativen. Statt in den Zoo geht es in Parks mit angeschlossenem Streichelgehege, die sind kostenlos, und statt ins Schwimmbad fahren sie an den See.

Jemand wie Alexandra fällt durch die Raster staatlicher Hilfe. Da sie arbeitet, steht ihr keine Unterstützung bei Schulbüchern, bei Klassenfahrten oder bei den Kosten für den Vereinssport zu. Also bezahlt sie, was geht. Andersrum fragen ihre Kinder kaum nach Geld. Ihr großes Kind hatte sich schnell Schülerjobs zugelegt, Zeitungsaustragen, in einem Hotel jobben, um sich selber was leisten zu können. Manchmal aber kommt ihr Geldmangel doch zur Sprache. Wenn die Kinder bei anderen Kindern waren, die einen Garten haben, ein großes Zimmer, die neuesten Sachen,

wenn die Unterschiede sich nicht mehr verdecken lassen.

So wie Alexandra spricht, durchorganisiert, standhaft, vergisst man, dass sie sich neben ihrer Vollzeitarbeit auch noch alleine um den Haushalt und ihre Kinder kümmert. In dem Gespräch geht es nie um sie selbst, was sie möchte oder sich wünscht, sondern immer nur darum, wie der Dampfer Familie auf Kurs gehalten werden kann. Helfen würde ihr, sagt sie, wenn es zum Beispiel Vergünstigungen für Alleinerziehende gäbe, in den Vereinen oder beim Eintritt.

Nora aus Trier wiederum würde gerne arbeiten. Doch sie findet keinen Arbeitgeber, der ihre Rahmenbedingungen toleriert. „Ich habe zwei Kinder, beide sind autistisch behindert und haben einen erhöhten Betreuungsbedarf“, sagt sie. Vor ihren Kindern hatte Nora als Verkäuferin gearbeitet. Als sie

mit ihren Kindern niemand mehr einstellen wollte, ließ sie sich zur selbstständigen Werbetexterin weiterbilden, „ich war sogar ziemlich erfolgreich und hatte hochkarätige Auftraggeber“. Doch der Arbeitsaufwand war so immens, dass sie beides nicht mehr organisiert bekam: Kinder und Arbeit. „In dieser Situation blieb mir nur noch Hartz IV und seitdem stecke ich im System fest“, sagt sie.

Im System feststecken bedeutet, dass das System einen beschäftigt hält, so beschreibt es Nora. Wenn die Kinder an der Klassenfahrt teilnehmen sollen, muss sie einen Antrag über das Paket Bildung und Teilhabe bei der Kreisverwaltung stellen. Für das Wohngeld für ihre Kinder muss sie wieder woandershin. Geht ihr etwas kaputt, der Herd, die Waschmaschine, muss sie wiederum einen Antrag beim Jobcenter stellen.

## Es ist nichts, was sie sich ausgesucht hat, nichts, was sie sich wünscht, dennoch kommt sie da nicht heraus.



1,5 Millionen Alleinerziehende gibt es in Deutschland.  
1,34 Millionen davon sind Frauen.

Die Fachberatungsstelle für Frauen der Diakonie berät alleinerziehende Frauen zu sozialrechtlichen Fragen und hilft bei der Klärung der finanziellen Situation. Mehr Informationen unter: [www.diakonie-duesseldorf.de/fachberatungsstelle-fuer-frauen](http://www.diakonie-duesseldorf.de/fachberatungsstelle-fuer-frauen)

„Im Regelsatz gibt es für den Neukauf einer Waschmaschine 1,60 Euro im Monat. Das müsste ich ansparen, um mir dann nach zehn Jahren eine neue Waschmaschine für 180 Euro zu kaufen“, sagt sie. Was natürlich unrealistisch ist. Also bleibt nur noch: Darlehen beim Jobcenter beantragen, dafür behält das Jobcenter zehn Prozent des Regelbedarfs ein.

„Ich habe mir eine Liste erstellt, damit ich keinen der vielen verschiedenen Antragstermine verpasse, damit mir nicht in der Mitte des Monats das Geld ausgeht“, sagt sie. Trotzdem passiert das immer wieder. Dann muss sie Rechnungen hin und her schieben, muss bei sich und ihrer Ernährung sparen. Wenn es Abendbrot gibt, macht sie den Kindern etwas. Wenn die Kinder sie fragen, was mit ihr ist, sagt sie, dass sie schon gegessen hat.

Spricht man länger mit Nora, hört man heraus, dass sie wütend ist über die ganze Situation. Es ist nichts, was sie sich ausgesucht hat, nichts, was sie sich wünscht, dennoch kommt sie da nicht heraus. „Mich ärgert, dass ich als Hartz-IV-Bezieherin in der Gesellschaft als faul gelte. Ich bin nicht faul“, sagt sie. Nora gibt einen Newsletter heraus, in dem sie Tipps gibt, wie man günstig und gut kocht und wie man leben kann, ohne viel Geld auszugeben. Auch in den sozialen Medien hat sie sich eine kleine Anhängerschaft aufgebaut. Manchmal schreibt sie über ihre Lebenssituation. Über die Sache mit dem Tee zum Beispiel. Auf einmal hatte sie ein Paket mit ganz viel Tee im Briefkasten. Gespendet. „Es ist so schön, zu spüren, dass ich nicht isoliert bin“, sagt sie. Eine Freundin wiederum bestellt für sie Medikamente, die sie sich selbst nicht leisten kann. „Doch davon darf das Jobcenter nichts wissen, sonst würde mir das vom Regelsatz abgezogen werden“, sagt Nora. In diesem täglichen Kampf um ihre Existenz fehlt ihr die Arbeit und die Wertschätzung, die daraus resultiert. Um einen kleinen

Ausgleich zu haben, hilft sie ehrenamtlich bei der Tafel aus und bringt Lebensmittel zu anderen, Bedürftigeren an die Haustür.

Bei Sarah wiederum war es eine Kette von Umständen, die sie aus der Bahn geworfen hat. Erst vereinbarte sie mit ihrem Mann, dass er sich auf die Karriere konzentrieren sollte und sie auf das Kind. Als sie dann anfangen wollte zu studieren, war er dagegen. Sie ließen sich scheiden. Die RichterIn bestimmte, dass er ihr für die Dauer ihrer Regelstudienzeit Unterhalt zahlen sollte, was er auch tat. Doch dann, kurz vor Schluss, bekam sie Krebs. „Mein ganzes Leben, meine ganze Planung war auf einmal völlig aus der Bahn geworfen“, sagt sie. Sarah kämpfte, 16 Chemos durchlitt sie. Am Ende wurde sie wieder gesund, doch die Regelstudienzeit und damit die Unterstützung waren dahin.

„Ich hatte das große Glück, dass mir meine Familie für das Allernötigste zur Seite stand“, sagt sie. Dennoch war es eine absurde Situation. Sie lebte in einer schönen Altbauwohnung in einem angesagten Viertel, ihr Kind ging hier zur Schule, hatte hier seine Freunde. Sarah tat so, als ob alles in Ordnung wäre. Dabei war nichts in Ordnung. All das Selbstverständliche, das Auto, ins Theater gehen, einen Kaffee trinken, in den Urlaub fahren, die Jahreskarte für den Zoo, „das ging nicht mehr. Nun zählte Zähne zusammenbeißen und überleben“, sagt sie. Gleichzeitig fühlte sie sich in dieser Abhängigkeit zu ihrer Familie nicht wohl. „Ich war doch selber Mutter und verantwortlich für ein anderes Leben.“

Sarah schaffte das Studium. Nun beginnt das Referendariat. Sie ist immer noch alleinerziehend, immer noch ist das Geld knapp. Aber es ist ihr eigenes.

## Drei Fragen an ...

### ... Rita Schulz, Leiterin des Spenderservice der Diakonie Düsseldorf

Manchmal wird bemängelt, dass mit Spenden die Not kurzfristig gelindert werden kann, aber diese nicht nachhaltig wirken. Ist das so?

Nein, das Gegenteil ist der Fall. Durch Spenden können wir echte Perspektiven eröffnen. Wenn zum Beispiel Kinder aus Familien mit wenig Geld zur Einschulung einen schönen Tornister bekommen, müssen diese ihre Schullaufbahn nicht mit der Erfahrung eines weiteren Mangels beginnen und können selbstbewusst und fröhlich in den neuen Lebensabschnitt starten. Indem wir zusätzlich zur Lebensmittelausgabe eine Sozialberatung anbieten, helfen wir Menschen dabei, ihre Lebenssituation langfristig zu verbessern, sodass sie im besten Fall irgendwann nicht mehr auf Lebensmittelspenden angewiesen sind. Und Einrichtungen wie das TrebeCafé, ein Zufluchtsort für Mädchen und junge Frauen mit jeder Menge Problemen, tragen dazu bei, dass diese wieder Fuß im Leben fassen und irgendwann auf eigenen Beinen stehen können. Erst neulich hat eine ehemalige Besucherin sich bei uns gemeldet, um sich bei uns zu bedanken. Aus der jungen Frau, die früher ins TrebeCafé kam, ist eine Zahnärztin geworden. Das TrebeCafé wird nur durch Spenden finanziert und hätte ohne die großzügige Anschubfinanzierung einer Spenderin, die der Diakonie sehr verbunden ist, nie eröffnet werden können.

Ein Tornister zur Einschulung – ist das nicht eigentlich eine Aufgabe, die der Staat übernehmen sollte?

Die Einkaufsliste mit allen Materialien, die ein i-Dötzchen für das erste Schuljahr braucht, ist lang: Tornister, Federmappe und Turnbeutel, Hefte, Stifte,

Farbkasten, Sportzeug und etliches mehr muss angeschafft werden. Zwar gibt es dafür einen Zuschuss. Aber der Betrag reicht in der Regel noch nicht einmal für einen guten Tornister. Sicher ist es vor allem Aufgabe der öffentlichen Hand, Menschen vor Armut zu bewahren. Aber die öffentlichen Mittel nehmen gerade in Krisenzeiten eher ab. Eine Spende hilft überall dort, wo die staatliche Finanzierung nicht reicht – schnell und wirkungsvoll. Ausflüge für Kinder, die noch nie aus Düsseldorf rausgekommen sind; eine neue Brille für den Wohnungslosen, der sich sonst kaum noch zurechtfindet; ein Musikprojekt für Demenzkranke, die dadurch wieder mehr Lebensfreude haben: Unsere Spender\*innen machen vieles möglich, was anders nicht finanzierbar wäre.

Geld wegzugeben, fällt niemandem leicht. Was bewegt Menschen dazu, andere zu unterstützen?

Wir erleben viele Spender\*innen, die sehr dankbar sind für das, was sie haben, und deshalb gerne etwas zurückgeben möchten. Man hört oft, die Menschen seien egoistischer geworden. Unser Eindruck ist ein anderer: Nach wie vor sind viele Menschen bereit zu helfen und etwas abzugeben – die Ukraine-Krise ist dafür nur ein Beispiel.

# Keine Aufstiegs-geschichte

Gespräch Anne Wolf Fotos Eden Verlag



In der Kindheit von Autor Olivier David war das Geld im Elternhaus ständig knapp. Wir haben mit ihm darüber gesprochen, weshalb sich Kinder aus finanziell schwachen Familien oft selbst ausschließen, warum die Elbphilharmonie nicht für Menschen mit wenig Geld gebaut ist und inwiefern man sich Schnäppchen aus dem Winterschlussverkauf erst einmal leisten können muss.

**Glauben Sie, dass Sie heute ein anderer wären, wenn sich Ihre Familie, als Sie noch jung waren, um Geld nicht ständig hätten Sorgen machen müssen?**

Es gab in meiner Kindheit viele Probleme. Aber wenn man mich fragt, was unseren Zustand als Familie zementiert hat, dann war das die Armut. Wäre die nicht gewesen, wäre viel alltäglicher Druck aus unserer Familie verschwunden. Und meine Mutter hätte sich vermutlich deutlich früher mit ihrer psychischen Erkrankung auseinandersetzen können, die auch mein Leben entscheidend geprägt hat. Also ja: Womöglich wäre ich heute ein anderer.

**Sie sagen auch: Je prekärer die Situation, desto kürzer der Zeitraum, in dem der Mensch die Kontrolle über seine Ziele und sein Handeln hat. – Meinen Sie das mit alltäglichem Druck?**

Man ist als armer Mensch ständig in Abwehrkämpfen gefangen, muss immerzu Brände löschen, die sich nicht in einer Woche oder in ein paar Monaten löschen lassen, sondern die in diesem Moment lodern. Denn wenn das Geld alle ist, dann ist jetzt keins da und nicht erst im nächsten Jahr. Menschen mit Geld können im Frühjahr die

runtergesetzte Winterjacke für den nächsten Herbst kaufen. Wenn ich arm bin, brauche ich die Schuhe fürs Frühjahr jetzt. Ich kann nicht warten, bis sie reduziert sind. Es klingt paradox, aber auch sparen muss man sich leisten können.

**Vordergründig geht es um Geld – Sie sagen aber auch, dass Armut oft subtiler ist, weil sie sich im eigenen Kopf abspielt.**

Ich glaube, dass Armut Ausschluss produziert. Der erste Ausschluss ist ein struktureller, sozusagen ein Ausschluss von Amtsseite, das heißt: Der Zugang zu Leistungen wird dir als armer Mensch erschwert. Man kann sich Geld vom Staat zurückholen, durch eine Steuererklärung, aber man muss wissen wie. Meine Eltern wussten das nicht. Und ganz ehrlich: Die meisten Schreiben vom Amt sind alles andere als niedrigschwellig. Der zweite Ausschluss ist ein kultureller: Natürlich gibt es für die Elbphilharmonie in Hamburg Sozialtickets und natürlich kosten die nur ein paar Euro und rein theoretisch kann auch jemand, der Hartz IV bezieht, sich das leisten. Aber diese ganze gewaltige Architektur und dass überall Menschen mit Anzügen rumstehen – da denkst du als armer

Mensch nicht, dass du das Recht hast, da zu sein. Denn da, wo du wohnst, gibt sich die Stadt keine Mühe, für eine schöne Architektur zu sorgen. Und das führt zu einem dritten Ausschluss und zu Ihrer Frage. Wenn du als armer Mensch weißt, dass Dinge nicht an dich adressiert werden, dass Theater kein selbsterklärender Ort ist, sondern ein Ort, auf den du dich zubewegen musst, wo du dich verstellen musst, wo du versuchen musst, nicht aufzufallen, dann nimmst du dich nicht mehr als Teil der Gesellschaft war. Du ziehst dich zurück.

**Ging Ihnen das auch so? Haben Sie auch Ihren eigenen Ausschluss betrieben?**

Mir war das als Kind nicht bewusst, aber das war so. Ich habe meine Mutter nie nach Geld gefragt, weil ich wusste, sie hatte keins. Wenn meine Schulfreund\*innen dann gefragt haben, ob ich in Hamburg mit auf den Jahrmarkt komme, habe ich nicht gesagt: ‚Ich habe Lust darauf, aber meine Eltern können sich das nicht leisten.‘ Für mich war es einfacher, zu sagen: ‚Den Dom, den finde ich scheiße, das machen doch nur kleine Kinder, da will ich nicht hingehen.‘ Auf der einen Seite ist diese Erfahrung des Ausschlusses für ein Kind ziemlich schmerzhaft – auf der anderen stellt sie auch eine Gefahr für die Gesellschaft dar.

**Eine Gefahr – inwiefern?**

Wer sich nicht als Teil einer Gesellschaft wahrnimmt, definiert irgendwann seine eigenen Werte. Ein Beispiel: Mein Vater war kein Vorbild, jedenfalls kein gutes. Ich wollte nie so werden wie er. Und trotzdem hat mich sein Leben in seinen Bann gezogen: Mit neun oder zehn wusste ich, dass mein Vater dealt. Und mir war klar, wenn die Polizei weiß, dass mein Vater dealt, dann wandert er ins Gefängnis – er war ja schon

zweimal dort. Deshalb fand ich die Polizei als Kind natürlich kacke. Andere Kinder wachsen mit einem ganz anderen Bild von der Polizei auf: Da ist die Polizei der Freund und Helfer.

**Aber Sie hatten auch Kontakt zu anderen Milieus?**

Ich konnte über ein Förderprogramm eine Waldorfschule besuchen und hatte dadurch auch Kontakt zu Menschen mit einem anderen Hintergrund. Doch während die Leute aus meiner Klasse nach dem Abitur in Neuseeland ein Auslandsjahr gemacht haben, bin ich ohne Fachabitur von der Schule abgegangen und habe fast Vollzeit im Supermarkt gearbeitet. Für mich hat sich das – auch weil ich den Vergleich hatte – angefühlt wie Scheitern. Aber eigentlich war es das nicht. Ich habe einfach nur meiner Klasse entsprochen und das gemacht, was mir gesellschaftlich zugewiesen wurde. Erst durch den Aufstieg meiner Mutter – sie hat später einen Job bekommen – konnte ich nach drei Jahren an der Supermarktkasse, mit 24 Jahren, auf eine private Schauspielschule gehen. Später bin ich dann Journalist geworden. Das war in meinem Lebenslauf eigentlich nicht vorgesehen.

**Wie lässt sich Chancengleichheit schaffen?**

Wir sehen den Sozialstaat als etwas an, das versucht, Schlimmeres zu verhindern. Und wenn wir sagen, dass wir für soziale Gerechtigkeit sorgen, dann beschränkt sich das oft darauf, dass wir ein bisschen mehr Almosen verteilen. Aber die Leute bleiben trotzdem arm. Gleichzeitig erlauben wir dem freien Markt in alle möglichen Belange des täglichen Lebens einzugreifen und hoffen, dass sich dadurch auch die ökonomische Lage armer Menschen verbessert. Doch offensichtlich funktioniert das nicht. Es gibt Wohnungen in dem

Stadtteil, in dem ich groß geworden bin, die werden jedes Jahr um zehn Prozent teurer und das ist pervers. Weil es nichts mit der Lebensrealität der Menschen zu tun hat. Denn sie verdienen nicht jedes Jahr zehn Prozent mehr Geld. Ein Staat, der sich Sozialstaat nennt, muss seine Bürger vor so etwas schützen. Es ist genug Geld vorhanden, um Armut zu verhindern. Auch ich hätte als Kind nicht arm sein müssen.

**Dennoch sagen Sie, Sie hätten den Ausstieg geschafft – einen horizontalen. Was meinen Sie damit?**

Wir leben in einer vertikalen Klassengesellschaft, in der es eine Unterklasse mit wenig Geld und wenig Privilegien, eine Mittelklasse und eine Oberklasse mit viel Geld und entsprechend vielen Privilegien gibt. Ich spreche bewusst von Klasse, weil ich finde, dass Schicht eine verschleiende Formulierung ist. Sie suggeriert Durchlässigkeit, die in der Realität kaum – und wenn, dann fast nur nach unten – vorhanden ist. Den vertikalen Aufstieg habe ich nicht geschafft. Viel verdiene ich als freier Journalist immer noch nicht – auch weil ich durch meine psychische Erkrankung nur eingeschränkt arbeiten kann. Bis heute fühle ich mich in keinem Milieu richtig zu Hause. Aber die gute Nachricht ist, und das meine ich mit horizontalem Ausstieg: Ich habe etwas gefunden, was mein Fremdheitsgefühl zur Welt auflöst, weil ich als Autor in meinen Texten einen Raum habe, in dem ich darüber sprechen kann. Immer wenn ich nicht weiß, wo ich stehe, kann ich mir beim Schreiben einen Ort bauen, an dem ich mich zu Hause fühle.



Autor Olivier David



Olivier David, geboren 1988, ist freiberuflicher Journalist. Nach einer Ausbildung an der Schule für Schauspiel Hamburg arbeitete er als Theaterpädagoge und Sprecher, bevor er 2018 durch ein Volontariat bei der „Hamburger Morgenpost“ zum Journalismus fand. In seinem ersten Buch, „Keine Aufstiegs-Geschichte – Warum Armut psychisch krank macht“, zeigt er auf, wie sich Armut und psychische Erkrankungen bedingen und von Generation zu Generation weitergegeben werden. Das Buch ist im März 2022 im Eden Verlag erschienen.

# Energie – einfach unbezahlbar



Die derzeitige Preisexplosion bei Strom, Gas und Öl trifft vor allem die, die ohnehin nicht viel haben. Wie man ihnen helfen kann, erklärt Florin Vondung, der am Wuppertal Institut zu diesem Thema forscht, im SMS-Interview.

Gespräch Julius Kohl

Hallo, Herr Vondung! Haben Sie eigentlich schon Ihre Abschlagszahlungen für Strom, Gas oder Heizung angepasst?

Ja, bereits vor einiger Zeit, aber nicht wegen der Energiepreise, sondern aufgrund eines erhöhten Verbrauchs durch das Arbeiten im Homeoffice. Ich rechne aber mit einer erneuten Erhöhung aufgrund der gestiegenen Preise.

Ist Energiearmut ein neues Thema?

Für manche mag das so wirken. Tatsächlich wird zu diesem Thema bereits seit vielen Jahren geforscht und auch die EU hat in den letzten zehn Jahren einen verstärkten Fokus auf dieses Problem gelegt. In anderen europäischen Ländern wie zum Beispiel Frankreich ist die politische Debatte hier schon deutlich weiter und es werden gezielte Maßnahmen ergriffen.

Aber die Lage verschärft sich?

Davon ist angesichts der steigenden Energiepreise auszugehen. Diese sind ja allerdings nicht nur krisenbedingt, sondern für fossile Energieträger aus klimapolitischer Perspektive auch gewollt. Um einkommensschwache Haushalte zu schützen, muss die Politik hier aber mehr tun, um diese zu unterstützen.

Es ist ein selbstgemachtes Problem?

Die aktuellen Preisausschläge sind der aktuellen Lage geschuldet. Grundsätzlich soll ja aber über die Bepreisung von CO2 eine sparsame Energieverwendung angereizt werden. Dadurch steigen dann auch die Energiekosten, wenn auch langsamer und nicht in dem Umfang, wie wir es aktuell erleben.

Wie groß ist aus Ihrer Sicht der Handlungsbedarf?

Das Thema Kosten ist eine der zentralen Herausforderungen der Energiewende. Die Transformation aller Lebensbereiche erfordert hohe Investitionen, deren Kosten aber gerecht verteilt werden müssen. Werden Menschen mit steigenden Kosten alleine gelassen, sinkt die Akzeptanz, wie wir in Frankreich bei den Gelbwesten gesehen haben.

Lässt sich die Zahl der Betroffenen schätzen?

Wie viele Menschen von Energiearmut betroffen sind, hängt davon ab, wie man diesen Zustand definiert. Grundsätzlich kann man sagen, dass es die Menschen betrifft, die sich energieverbrauchende Alltagshandlungen wie Heizen, Kochen, Waschen etc. aufgrund ihrer finanziellen Situation nicht leisten können oder dafür Abstriche in anderen Bereichen machen müssen. Zwischen 2019 und 2020 hat sich gemäß einer jährlichen Befragung der Anteil der Menschen, die es sich laut eigener Aussage nicht leisten konnten, ihre Wohnung angemessen zu beheizen, von 2,5 auf neun Prozent mehr als verdreifacht. Dies entspricht ca. 7,5 Mio. Menschen. In der armutsgefährdeten Bevölkerung betraf dies sogar jeden Fünften! Einen weiteren Hinweis gibt die Zahl der Stromsperren im letzten Jahr: 230.000. Diese Zahl wird sich infolge der gestiegenen Kosten sicherlich erhöhen.

Sind der Kampf gegen steigende Energiepreise und die Bekämpfung der Energiearmut das Gleiche?

Nein. Um steigenden Energiepreisen entgegenzuwirken, werden oftmals Maßnahmen vorgeschlagen, die nach dem Gießkannenprinzip funktionieren und oftmals eher einkommensstärkere Haushalte begünstigen (z.B. die Erhöhung der Pendlerpauschale). Für die effektive Bekämpfung der Energiearmut bedarf es aber gezielter Maßnahmen, die nicht nur die finanzielle Belastung für die betroffenen Haushalte ausgleichen, sondern auch die Ursachen adressieren.

Was wäre das?

Dazu gehören Maßnahmen, die den Energieverbrauch langfristig senken, wie beispielsweise der geförderte Austausch ineffizienter Geräte oder, noch zentraler, die Senkung des Heizenergieverbrauchs durch energetische Sanierungen.

Wie sieht aus Ihrer Sicht also ein tauglicher Ansatz aus, gegen Energiearmut anzugehen?

Hier muss man zwischen kurz- und langfristiger Perspektive unterscheiden. Kurzfristig sind schnelle und unbürokratische Maßnahmen wichtig, wie

der eben beschlossene Heizkostenzuschuss für Transferleistungsempfänger\*innen, um den Haushalten über die Runden zu helfen. Dieser müsste allerdings nach Einschätzung der Verbraucherzentrale angesichts der aktuellen Preissteigerungen noch deutlich höher ausfallen.

Und langfristig?

Da bedarf es einer Sanierungsoffensive, die darauf abzielt, einkommensschwache Haushalte bei ihren Energiekosten zu entlasten. Da energiearme Haushalte in Deutschland zu einem überwiegenden Anteil Mieter\*innen sind, müssen entsprechende Anreize für Vermieter\*innen gesetzt werden, ihre Gebäude energetisch zu ertüchtigen. Dabei muss aber darauf geachtet werden, dass Mieter\*innen nicht rausrenoviert werden.

Wie vereint man die politischen und gesellschaftlichen Zielsetzungen bei Klimaschutz und Nachhaltigkeit und den Kampf gegen Energiearmut am besten?

Klima- und Sozialpolitik müssen gemeinsam gedacht werden und für die erforderlichen Preissteigerungen Ausgleichsmechanismen geschaffen werden. Zum Beispiel durch ein Klima- oder Energiegeld, über das die Einnahmen aus der CO2-Bepreisung im Wohnsektor ganz oder teilweise als Pauschalbetrag pro Kopf an die Bevölkerung ausgeschüttet wird. Da energiearme Haushalte einen höheren Anteil ihres Einkommens für Energie ausgeben, profitieren diese von einem solchen Modell proportional mehr als einkommensstärkere Haushalte. Um aber das Problem an der Wurzel anzugehen, müssen die energiearmen Haushalte stärker dabei unterstützt werden, ihren Energiebedarf nachhaltig zu senken. Hierdurch werden dann zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

Klingt nicht so, als könnten Betroffene selbst viel tun, um ihre Situation zu verbessern, oder?

Tatsächlich sind die Möglichkeiten solcher Haushalte oftmals beschränkt. Es gibt kostenlose Beratungsangebote wie den StromSparCheck, die Tipps zum Energiesparen im Haushalt geben und kostenlos Soforthilfen (wie z. B. LED, schaltbare Steckdosenleisten, Sparduschköpfe etc.) bereitstellen. Durchschnittlich sparen die beratenen

Haushalte dadurch ca. 200 Euro/Jahr. Eine weitere Option sind sogenannte Prepaid-Zähler, die dabei helfen können, die Kostenkontrolle zu erhöhen und Energieschulden zu vermeiden. An den technischen Ursachen hoher Verbräuche können die Haushalte aber wenig ändern, da eine Dämmung oder ein Austausch der Heizung nur von Vermieter\*innen vorgenommen werden können.

Wäre ich Finanzminister, würde ich jetzt fragen, wie das zu bezahlen wäre. Also, wie kann sich Deutschland das leisten?

Dieses oft vorgebrachte Argument ärgert mich sehr. Vielmehr muss die Frage eher lauten, wie wir es uns leisten können, nicht zu handeln. Die Folgekosten der durch den Klimawandel verursachten Schäden sind um ein Vielfaches höher als die nun zugegebenermaßen hohen erforderlichen Investitionen. Abgesehen davon profitieren der Staat und die Gesellschaft auch von diesen Investitionen durch die Schaffung von Arbeitsplätzen, geringerer Energieimportabhängigkeit, geminderter Sozialstaatskosten u. v. m. Gerade mit Blick auf die Energieeffizienz wird der Blick zu oft verengt auf eine Gegenüberstellung von Kosten und Einsparungen, ohne die vielen weiteren Vorteile angemessen zu berücksichtigen.

Zum Schluss: Welche Möglichkeit sehen Sie, wie ich, aber auch die Leser\*innen dazu beitragen können, Energiearmut in Deutschland zu beenden?

Keine einfache Frage. Zunächst bedarf es einer stärkeren gesellschaftlichen Anerkennung dieses Problems. Für Eigentümer\*innen gilt ganz klar, dass eine energetische Ertüchtigung zur Entlastung von einkommensschwachen Mieter\*innen beitragen kann. Letztlich müssen auch die gesamten Wohnkosten in den Blick genommen werden. Werden diese moderat gehalten, stellen auch die Energiekosten eine geringere Herausforderung für die Bewohner\*innen dar.



# Arbeiterkinder

Julia und Fabian haben es geschafft. Sie studieren. Als Erste in ihrer Familie. Doch bis dahin war es ein harter, weiter Weg. Geholfen hat ihnen die Organisation Arbeiterkind, bei der sie nun selber mitmachen und andere unterstützen.



Fabian erinnert sich sehr gut an diesen Moment, als er die Entscheidung für sein Leben treffen musste. Er war in der zehnten Klasse, er hatte seinen Realschulabschluss geschafft – mit der Zulassung für das Gymnasium. Doch sollte er es wagen und Abitur machen? Konnte er, konnten seine Eltern sich das überhaupt leisten? Was sollte danach kommen? Ein Studium etwa?

Fabian ist ein Arbeiterkind. Niemand in seiner Familie hat das Abitur gemacht, niemand studiert. Besonders viel Geld hat seine Familie auch nicht. „Man kann sagen, dass wir arm sind“, sagt Fabian heute. Sein Vater war KFZ-Schlosser, arbeitete viel für wenig Geld, wurde arbeitslos, dann wieder eingestellt, ein Hin und Her, bis er in den Ruhestand ging, mit einer kleinen Rente. Seine Mutter hatte eine Stelle auf 450-Euro-Basis. Es reichte immer nur von Monat zu Monat. In den Urlaub gefahren sind sie nie, sich etwas geleistet haben sie sich auch nie. „Das macht eng, das macht Angst, das nimmt Leichtigkeit“, sagt Fabian.

Nur knapp 15 Prozent junger Erwachsener mit Eltern ohne Abitur erreichen einen Hochschulabschluss.

Groß gewachsen ist er, kurze Haare, eine Brille auf der Nase und eine ruhige, überlegte Art. Er sitzt in einem Cafe in Gießen und erzählt von seinem Weg. Er möchte das mit seinem echten Namen und mit seinem Gesicht tun. Arm gewesen zu sein sei nichts, wofür man sich schämen müsse, sagt er. Neben ihm sitzt Julia, lange blonde Haare, schnell und quirlig, wenn ihr was auf dem Herzen liegt, sagt sie das gleich. Auch sie ist ein Arbeiterkind, auch sie möchte berichten. Hinter ihnen ragt das Hauptgebäude der ehrwürdigen Justus-Liebig-Universität Gießen auf.

Julias und Fabians Geschichten haben mit dem Versprechen unserer Gesellschaft zu tun, dass jedes Kind dieselben Chancen auf eine bestmögliche Bildung und damit auf eine bestmögliche Zukunft haben soll. Bildungsgerechtigkeit wird das genannt. Doch diese gibt es so nicht. Die soziale Herkunft bestimmt immer noch über den weiteren Bildungsweg. Laut der OECD, der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, erreichen nur knapp 15 Prozent junger Erwachsener mit Eltern ohne Abitur einen Hochschulabschluss. Der europäische Durchschnitt liegt hingegen bei 21 Prozent. Das bedeutet, einmal Arbeiterkind, fast immer ein Arbeiterkind. Andersrum studieren 79 von 100 Akademikerkindern.

Bevor es losgeht: Es ist überhaupt nichts Schlechtes daran, kein Abitur zu machen und nicht zu studieren. Schlecht ist, dass viele von denen, die es möchten, durch ungleiche Startchancen davon abgehalten werden.

Zurück zu Fabians Moment der Entscheidung. Sein Vater sagte ihm: Mach eine Lehre, dann hast du was in der Hand. Das Praktikum als Industriemechaniker hatte Fabian aber gezeigt, dass das nicht seine Welt war und er lieber mit dem Kopf arbeiten möchte. Also Abitur. Doch wo?

Auf dem Gymnasium des Ortes war seine Schwester gewesen. Sie war gemobbt und ausgeschlossen worden, weil sie nicht an den Klassenfahrten teilnehmen konnte und keine Markenklamotten trug. Sie hielt es nicht mehr aus und ging ab, ohne Abitur. Außerdem brauchte Fabian eine andere Sprachenkombination. Die nächste für ihn passende Schule lag einige Orte weiter. Das bedeutete Zug fahren. Das bedeutete Tickets kaufen. 1.200 Euro im Jahr – nur um zur Schule zu kommen. Das ermäßigte Schülerticket gab damals noch nicht. Seine Eltern würden das Geld niemals aufbringen können. „Also ging ich arbeiten. Sechs Euro die Stunde, in ausnahmslos allen Schulferien. Doch die Fachoberschule war es jeden Cent wert“, sagt Fabian.

Kurz vor dem Abschluss besprach er mit seiner Vertrauenslehrerin, wie es nun weitergehen solle. „Ich wollte studieren“, sagt Fabian. Aber wie er das finanziert und organisiert kriegen sollte, wusste er nicht. „Es gab ja in meiner Familie niemanden, der mir helfen konnte. Der Ahnung davon hatte. Der das schon mal gemacht hatte.“ Seine Lehrerin gab ihm einen Flyer der Organisation „Arbeiterkind“.

Julia war schon auf dem Gymnasium. Dass sie Abitur machte, war klar. Sie gehörte zu den Besten ihres Jahrgangs. Während ihre Freundinnen sich über Studiengänge unterhielten, „habe ich noch nicht einmal darüber nachgedacht. Es war, als ob Studieren für mich überhaupt nicht in Frage käme. Völlig ausgeschlossen, außerhalb meiner Möglichkeiten“, sagt Julia. Sie machte eine Lehre als Bankkauffrau, wie ihre Tante. „Geld verdienen, meinen Eltern nicht auf der Tasche liegen und was Vernünftiges machen“, sagt Julia. Fünf Jahre war Julia vernünftig, bis es ihr reichte. Sie wollte mehr. Sie wollte studieren: „Jura, ein Kindheitstraum.“ Doch wie?

**Bis der Bafög-Antrag bearbeitet ist, dauert es oft Monate**

Ortswechsel, Berlin, ein Bürohaus, ganz oben, Katja Urbatsch schaut aus dem Fenster, in den Himmel, da, wo die Perspektiven unendlich erscheinen. Sie war es, die vor zehn Jahren „Arbeiterkind“ gegründet hatte. „Wir helfen uns gegenseitig. Wir sind der Support, der uns an anderen Stellen fehlt“, sagt sie. Urbatsch ist eine Macherin, selbstbewusstes Auftreten, schnelles Denken, klare Worte. Sie

selbst studierte als Erste in ihrer Familie. „Mir haben damals so viele Informationen und auch Unterstützung gefehlt“, deswegen die Organisation. 6.000 Freiwillige sind heute in ganz Deutschland aktiv. Junge und alte Menschen, Studierende, Berufstätige und auch Rentner\*innen. Sie gehen an Schulen und informieren über Bafög, über Stipendien, über den Weg ins Studium. Der Verein ist in Ortsgruppen organisiert, in denen sich Studierende mit Unterstützer\*innen treffen und über Sorgen und Probleme reden, aber auch ihre Hausarbeiten gegenlesen lassen können.

„Es ist vielleicht schwer nachzuvollziehen. Aber wenn man nicht aus einem Akademikerhaushalt kommt, wenn es kaum Bücher zu Hause gibt, wenn alldem kein Wert beigegeben wird, woher soll das dann kommen?“ Sie berichtet von einer Frau, die ihre Doktorarbeit gerade fertig geschrieben hatte. Sie brachte sie mit nach Hause. Ihre Oma legte sie auf die Waage und sagte: „Die ist aber ganz schön schwer.“ Die Doktorandin brach in Tränen aus. Kein Lob, keine Anerkennung, nur nüchterne Feststellung.

Ein anderes Problem sei Armut, so Urbatsch. Einige der Arbeiterkinder kämen aus Familien, die Hartz IV beziehen. Hier sollte ja eigentlich das Bafög weiterhelfen. Doch häufig dauert die Antragsbearbeitung Monate. Monate, in denen die Mittellosen ohne Geld dastehen. „Mittellos, weil man mit Hartz IV nichts ansparen darf und häufig auch nicht kann“, sagt sie.

#### Ohne Startkapital ist studieren kaum möglich

Doch die angehenden Studierenden müssten Städte wechseln, WG-Mieten auftreiben, Kautionen entrichten, Semestergebühren bezahlen. Ohne Startkapital sei das so gut wie unmöglich. In Studienfächern wie Medizin brauche man viele teure Bücher. In anderen wie Geografie oder Archäologie gebe es teure Exkursionsreisen. Sie habe weinende Studierende am Telefon, die nur noch Pasta mit Ketchup essen, die sich das Essen in der Mensa nicht leisten können, sagt Urbatsch. Der finanzielle Stress ist dominant. Er verwandelt sich in Angst, sich nicht mehr konzentrieren, nicht mehr klar denken zu können und damit nicht erfolgreich zu sein.

Fabian hatte ein Studienplatz in Freiburg erhalten, Umweltmanagement, sein Traum. Er hatte sogar ein kleines Stipendium ergattern können, „Arbeiterkind“ hatte ihn auf diese Finanzierungsmöglichkeit aufmerksam gemacht. Doch er fand kein WG-Zimmer. „Ich habe so lange gesucht. Aber in der Preisklasse, bis 400 Euro, die ich mir gerade noch leisten konnte, gab es einfach nichts“, sagte Fabian. Es war verrückt, er war da, wo er sein wollte, aber er wusste nicht, wo er schlafen sollte. Monatelang suchte er, dann musste er aufgeben. Er brach sein Studium ab, bevor er

überhaupt begonnen hatte. „Das war ein herber Schlag, ich hörte meinen Vater schon sagen, dass ich doch jetzt eine Lehre machen könnte.“

Julia wiederum hatte sich unter Druck gesetzt, sich und ihren Eltern zu beweisen, dass sie das Jura-Studium schaffen wird. Als sie dann in der ersten Prüfung durchfiel, brach ihre Welt zusammen. „Heute wüsste ich, dass ich diese Phase einfach nur durchstehen müsste, weil das eben dazugehört. Damals wusste ich das nicht. Mir hatte es auch niemand gesagt.“ Auch Julia brach ab. Ihr Vater wurde arbeitslos. Ihre Mutter sagte, dass Julia doch jetzt wieder arbeiten gehen könne. Das Geld war knapp.

„In dieser dunklen Stunde habe ich auf Facebook ein Post von ‚Arbeiterkind‘ gesehen, sagt sie. Sie fühlte sich angesprochen, ging zu Treffen der Ortsgruppe Gießen und fühlte sich durch die anderen gestärkt, doch nicht aufzugeben. „Ich studiere Jura im Fernstudium und dazu Grundschullehramt hier in Gießen. Außerdem habe ich einen Studentenjob an der Uni gefunden. Ich berate andere Studierende, wenn sie Probleme haben. Das kann ich gut“, sagt sie.

Es ist überhaupt nichts Schlechtes daran, kein Abitur zu machen und nicht zu studieren. Schlecht ist, dass viele von denen, die es möchten, durch ungleiche Startchancen davon abgehalten werden.

Auch Fabian setzte noch einmal neu an. Ein Jahr später fand er einen ähnlichen Studienplatz in Gießen und ein bezahlbares WG-Zimmer. Auch ihm halfen die Gespräche mit anderen Arbeiterkindern weiter.

Die beiden sind nun selbst in der Ortsgruppe Gießen aktiv. Gerade kommen sie von einer Berufsmesse für junge Leute. Fabian hatte den Freitag übernommen, Julia den Samstag. Ein Vater sei zu Fabian an den Stand gekommen, erzählt er. Der Vater hätte selbst gerne studiert, konnte es sich aber nicht leisten. Nun wolle er alles daransetzen, dass sein Sohn es schafft.

So wie Fabian es geschafft hat. Seinen Bachelor hat er absolviert, nun ist der Master dran. Und seine Eltern sind auch stolz auf ihn.



S. 60

## Hilfe in schweren Zeiten

Wie Menschen in Düsseldorf ein Zeichen gegen den Ukraine-Krieg setzen

S. 62

## Efie en Efie

Ein Projekt für Frauen aus West- und Ostafrika

S. 64

## Von Madrid nach Düsseldorf

Spanische Fachkräfte in Düsseldorfer Kitas

S. 66

## Möbel machen was mit Menschen

Ein schickes Café für wohnungslose Frauen

S. 68

## Diagnose Demenz

Was Betroffene und ihre Angehörigen jetzt brauchen

# Hilfe in

Eine unvorstellbare Zerstörung überzieht die Ukraine. Verzweiflung, Angst und Leid bestimmen das Leben der Menschen. Das macht fassungslos und sprachlos. Viele Menschen haben in dieser Zeit durch ihr Engagement ein Zeichen gegen den Krieg in der Ukraine gesetzt. An dieser Stelle können wir leider nicht alle Menschen, die sich engagieren, nennen, möchten aber beispielhaft einige besondere Geschichten herausgreifen.

## Die Spender\*innen

Groß war die Unterstützung der Düsseldorfer Privatleute, Unternehmen, Clubs und Stiftungen, die die Diakonie mit einer Spende unterstützt haben, um Geflüchteten aus der Ukraine zu helfen, darunter auch Jaques Tilly: Seine Plastik eines die Ukraine verschlingenden Putins machte sogar in Berlin Station – die Skizze im A3-Format, die Grundlage für die Skulptur war, ging stattdessen nach Eschweiler. Jacques Tilly hatte sie signiert und der Diakonie Düsseldorf gespendet, die sie auf Facebook an eine Spenderin aus der Stadt in der Nähe von Aachen versteigerte. Der Erlös von mehr als 4.000 Euro aus der Versteigerung fließt in Hilfen für Geflüchtete aus der Ukraine, zum Beispiel für SIM-Karten, damit die Ankommenden Kontakt in die Heimat halten können, Lebensmittelgutscheine, um sich mit dem Nötigsten zu versorgen, oder Kinderwagen und Babykleidung, die möglicherweise auf der Flucht zurückgelassen werden mussten. „Wir müssen in diesen Zeiten zusammenstehen“, erläutert Tilly das Engagement und fordert die Düsseldorfer\*innen auf: „Zeigen Sie sich solidarisch. Unterstützen Sie die Menschen aus der Ukraine.“

## Die Mitarbeitenden

Als der Krieg in der Ukraine losbrach, wollten auch viele Mitarbeitende und Klient\*innen der Diakonie helfen. Im Stammhaus Kaiserswerth, einer Pflegeeinrichtung der Diakonie, sammelten Mitarbeitende Medikamente und Verbandmaterial – mit tatkräftiger Unterstützung der Marien Apotheke am Johanna Etienne Krankenhaus in Gerresheim –, Batterien und Kerzen und schickten sie mit einer professionell organisierten Hilfslieferung der Katholischen Kirchengemeinde Derendorf-Pempelfort in die Ukraine. Die Mitarbeitenden und Kinder und Jugendlichen in den Wohngruppen der Diakonie trugen Hosen, Pullover & Co zur Versorgung von Geflüchteten aus der Ukraine zusammen. Und im Wichern-Haus backten Mitarbeitende und Bewohner\*innen gemeinsam Waffeln und verkauften sie gegen eine Spende, um mit dem Erlös den Menschen in der Ukraine zu helfen. „Das war eine Idee der Bewohner\*innen, die in der aktuellen Situation unbedingt auch einen Beitrag leisten wollten“, berichtet Maka Gogiberidze, Leiterin des Sozialen Dienstes der Pflegeeinrichtung in Flingern. Auch die Bewohnerinnen der Icklack, Wohnen für Frauen, legten sich ins Zeug. Im Projekt „Art Ickl“ stellen die einstmals wohnungslosen Frauen Selbstgemachtes her, das sie in einem zum Ladenlokal umfunktionierten Bauwagen verkaufen. Normalerweise bekommen die Frauen die Hälfte des Erlöses, die andere Hälfte wird in neue Materialien investiert. Diesmal verzichteten die Frauen auf das Geld und baten stattdessen um eine Spende für Menschen aus der Ukraine.

# schweren Zeiten

## Die Ehrenamtlichen

Ohne ehrenamtliches Engagement wäre vieles nicht möglich. In den Welcome Points der Diakonie – Treffpunkten für Geflüchtete, ehrenamtlich Aktive und Menschen aus dem Stadtteil – engagieren sich zum Beispiel Ehren- und Hauptamtliche auch für Geflüchtete aus der Ukraine. „Wir helfen zum Beispiel beim Ausfüllen und Übersetzen von Formularen und bieten Angebote zur Sprachförderung und Begegnung an, in denen auch Ukrainer\*innen willkommen sind“, erläutert Samira Fischer, Leiterin der Welcome Points. Die Mitarbeitenden schauen sich dabei vor Ort genau an, welche Hilfen wirklich benötigt werden. „So konnten wir auch relativ schnell reagieren, als gegenüber des Welcome Points 03 in einem Hotel Geflüchtete aus der Ukraine einquartiert wurden, etwa bei der Vermittlung von Ehrenamtlichen, die dort bei der Zubereitung des Frühstücks helfen.“ Auch Menschen, die Geflüchtete aus der Ukraine privat aufgenommen haben, werden nicht allein gelassen. Menschen wie Marina Naboka, die vor 18 Jahren aus Charkiw in der Ukraine nach Deutschland emigriert ist. Naboka, die in einem Zentrum *plus* der Diakonie arbeitet, hat bei Kriegsausbruch erst ihre Freundin Larissa und deren anderthalbjährigen Enkel und später noch drei weitere Frauen und ein achtjähriges Mädchen aus der Ukraine aufgenommen. In Deutschland müssen die Frauen nun noch einmal von vorne anfangen. „Und dabei unterstützen wir sie – und die Menschen, die sie aufgenommen haben.“

## Die Gemeinden

Kräftig angepackt haben Gemeindemitglieder, Ehrenamtliche aus dem Welcome Point 08 und Menschen aus dem Stadtteil auch in Düsseldorf-Eller. Rund 25 Helfer\*innen waren dort aktiv, um ein Haus der Evangelischen Mirjam-Kirchengemeinde für Geflüchtete herzurichten. Eigentlich wollte die Gemeinde das Gebäude verkaufen, entschloss sich dann aber kurzerhand, es für Geflüchtete aus der Ukraine zur Verfügung zu stellen. „Gemeinsam haben wir eine Küche eingebaut, Lampen aufgehängt, Betten und Schränke aufgebaut“, berichtet Elke Wisse, Leiterin des Welcome Points 08, die das Projekt mit betreut. Finanziert wurde die Einrichtung für das Haus, in dem rund 15 Menschen unterkommen können, über Spendenmittel von Diakonie und Kirche. Die Betreuung der Bewohner\*innen werden Ehrenamtliche der Diakonie übernehmen. Gemeinsam mit den Johannitern, die sich ebenfalls engagieren, ist außerdem ein Kennenlernetreff für Geflüchtete aus der Ukraine geplant. „Wir bekommen viele Anrufe von Düsseldorfer\*innen, die Menschen aus der Ukraine aufgenommen haben und nun fragen, ob es für diese eine Möglichkeit gibt, sich mit anderen Geflüchteten auszutauschen“, erklärt Wisse den Hintergrund des Treffs.

# Efie en Efie

In einem fremden Land anzukommen, ist für jeden Menschen eine Herausforderung. Und Kinder zu bekommen und großzuziehen in einer Gesellschaft, die einem noch nicht vertraut ist, macht es nicht unbedingt einfacher. Um Neuzugezogenen das Ankommen zu erleichtern, gibt es das Home-Sweet-Home-Projekt der Diakonie – nun auch mit einer eigenen Anlaufstelle.

Text Linda Roß  
Fotos Gerald Biebersdorf

Das Home-Sweet-Home-Projekt richtet sich speziell an Frauen aus Afrika, die von Sozialarbeiter\*innen oft schwer zu erreichen sind, weil sie ihre eigenen Communitys haben. Dass dies bei der Diakonie nicht so ist, ist auch Dora Obiri-Yeboah zu verdanken. Die lebensfrohe Frau, die immer in Bewegung zu sein scheint, stammt aus Ghana. Dort hat sie als Lehrerin gearbeitet. In Deutschland ist sie Tagesmutter geworden. Dora leitet die Gruppe „Efie en Efie“, was in der ghanaischen Sprache Twi so viel bedeutet wie „Home Sweet Home“.

„Das Projekt ist ein Eltern-Kind-Angebot. Häufig kommen die Gäste das erste Mal in Dora Obiri-Yeboahs Gruppe, um Gleichgesinnte kennenzulernen, einen Kaffee zu trinken und die Kinder miteinander spielen zu lassen. Sie sollen sich vor allem wohlfühlen und erst einmal ankommen“, erläutert Matthias Kalibe das Angebot. Er ist Sozialarbeiter, arbeitet im Stadtteilladen Flingern, einem Treffpunkt der Diakonie Düsseldorf, und unterstützt unter anderem das Home-Sweet-Home-Projekt. „So kommen die Mitarbeitenden mit den Besucher\*innen ins Gespräch und merken schnell, wo es Probleme gibt und Unterstützung benötigt wird.“

## Plötzlich allein

So war es auch bei Aminata, die einen Neubeginn mit ihrem Partner und ihren zwei kleinen Kindern in Deutschland wagen wollte. Als die Liebe nicht hielt, war Aminata plötzlich mit den Kindern im fremden Land auf sich allein gestellt und der Verzweiflung nah. Durch Zufall hörte sie von der Gruppe Efie en Efie. „Wir haben Aminata anfangs nur beim Ordnen der Papiere unterstützt“, erzählt Obiri-Yeboah. „Dann haben wir bei der Suche nach einer eigenen Wohnung geholfen – und einen Deutschkurs organisiert.“ Mittlerweile kommt Aminata gut alleine zurecht. Beide Kinder



gehen in die Kita, das ältere wechselt im Sommer in die Schule. Sie selbst will bald eine Ausbildung beginnen.

Unterstützung bekommen die Frauen, wenn sie möchten, auch bei Erziehungsthemen. „In Afrika erziehen die Frauen ihre Kinder anders als in Deutschland. Wir klären darüber auf, welche Erziehungsmethoden in Deutschland üblich sind und welche Hilfsangebote es gibt“, erzählt Matthias Kalibe. „Außerdem wird über Tabu-Themen wie HIV, Hepatitis und Genitalverstümmelung gesprochen. Dementsprechend ist auch Empowerment ein großes Thema in den Gruppen, speziell für die Frauen. Sie sollen darin bestärkt werden, dass sie selbst über ihr Leben und vor allem ihr Sexualleben entscheiden dürfen.“

Im Sommer 2020 als Projekt speziell für Frauen aus West- und Ostafrika gestartet, kommen längst nicht mehr nur Mütter in die Gruppen. Auch Väter sind dabei. „Das Angebot ist riesig gewachsen und das in sehr kurzer Zeit“, erzählt Matthias Kalibe. Rund 128 Familien haben die Mitarbeitenden bisher beraten – und das Interesse lässt nicht nach. Der Stadtteilladen hat deshalb nun einen eigenen Raum für Home-Sweet-Home geschaffen: an der Birkenstraße in Flingern. Noch wird fleißig renoviert, aber bald soll es auch hier heißen: Efie en Efie-Home Sweet Home.



Das Projekt Efie en Efie gibt es seit zwei Jahren – seitdem ist die Gruppe kontinuierlich gewachsen.

Home Sweet Home besteht aus zwei Gruppen: „Efie en Efie“ unter der Leitung von Dora Obiri-Yeboah findet immer dienstags und donnerstags statt und richtet sich speziell an Menschen aus Westafrika. „Habescha“ (auf Deutsch: Mensch) unter der Leitung von Sena Teddros findet montags und mittwochs statt und richtet sich an Menschen aus Ostafrika. Mehr Informationen unter: 0211 73 53 284.

Übrigens: Termine, Veranstaltungen und Chats – der Stadtteilladen Flingern ist jetzt auch über GISA, die Gemeinsam-im-Stadtteil-App erreichbar. Einfach im Web-Portal oder im PlayStore (Android) bzw. im AppStore (iOS) herunterladen.

# Von Madrid nach Düsseldorf



Alicia Batres ist eine von neun pädagogischen Fachkräften, die im August aus Spanien nach Düsseldorf gekommen sind, um hier in den Kitas der Diakonie zu arbeiten. Der Start ist ihr gut gelungen.

Text Carolin Scholz Fotos Gerald Biebersdorf

Alicia Batres wollte immer mit Kindern arbeiten. „Das macht einfach immer Spaß“, sagt die 25-Jährige. Schon in ihrer Heimat Madrid hat sie eine Ausbildung gemacht – dort ist es ein Studium – und in einer Kindertagesstätte gearbeitet. Seit August ist sie nun in Düsseldorf. Seit Januar arbeitet sie in der neuen Kita der Diakonie an der Ria-Thiele-Straße in Oberkassel.

Vor einiger Zeit ist das Unternehmen Talentbrücke auf die Diakonie zugekommen. Es vermittelt Fachkräfte aus Spanien nach Deutschland. Bei den Erzieher\*innen gibt hier es einen großen Mangel an Fachkräften. Im August letzten Jahres sind neun Personen in Düsseldorf angekommen, jetzt im Frühjahr kommen weitere dazu. Sie werden von zwei Mitarbeiterinnen der Diakonie intensiv betreut, eine spanische Muttersprachlerin unterstützt zusätzlich.

Erst vor knapp einem Jahr hat Alicia Batres zu Hause in Spanien mit einem Deutschkurs angefangen. Während der Schulzeit hatte sie schon einmal an einem Austausch teilgenommen und war in Stuttgart. Dennoch musste sie beim Deutschlernen nahezu bei null anfangen.

## Neue Perspektiven

Auch wenn sich die Arbeit mit Kindern in Spanien und Deutschland grundsätzlich ähnelt, gibt es doch Unterschiede. Der Betreuungsschlüssel, also wie viele pädagogische Fachkräfte sich um wie viele Kinder kümmern, ist dort anders – eine Person betreue dort 25 Kinder, sagt Alicia Batres. Hier sind es je nach Gruppenform zwei bis drei Mitarbeitende. Das wirkt sich auch auf die Zahl der Arbeitsplätze aus – die Perspektiven für junge Erzieher\*innen seien in Spanien nicht besonders gut.

Zudem sei dort die Betreuung der Drei- bis Sechsjährigen eher Vorschule. Die Kinder lernen lesen und schreiben. In Deutschland steht das nicht im Vordergrund. „Ich finde es toll, dass die Kinder hier vor allem lernen, Dinge selbstständig zu tun“, sagt Alicia Batres. Als Betreuerin helfe und erkläre sie, die Kinder lernten aber zum Beispiel, selbst ihre Jacke oder Schuhe anzuziehen oder sich einen Teller fürs gemeinsame Frühstück aus dem Schrank zu holen.

## Spielen steht im Vordergrund

Auch das Spielen sei hier viel wichtiger als in den Einrichtungen in Spanien, in denen sie vorher gearbeitet hat. Dort gebe es auch für die Drei- bis Sechsjährigen eher eine Art Präsenzunterricht. Die Idee, in Deutschland zu arbeiten, habe ihr auch deshalb gefallen. Aber auch die Möglichkeit, eine neue Sprache zu lernen und ein anderes Land kennenzulernen, habe sie gereizt. An Düsseldorf gefällt ihr, dass es eine Stadt ist, die viel zu bieten hat und trotzdem nicht

zu groß ist. Auch wenn es am Anfang nicht leicht war – allein in einer neuen Stadt mit einer neuen Sprache.

Die ist aber mittlerweile immer seltener ein Problem. Vor allem bei der Arbeit. Tatsächlich gibt es in der Kita auch einige Kinder, bei denen ein Elternteil Spanisch spricht – Alicia Batres Muttersprache ist hier also gefragt.



Aber auch mit den Deutschkenntnissen werde es immer besser. Neben der Arbeit geht sie einmal pro Woche zum Deutschkurs. „Es ist toll zu sehen, wie sich von Woche zu Woche ihre Sprache verbessert“, sagt Sonja Jünger, Leiterin der Kita an der Ria-Thiele-Straße.

## Das Heimweh ist gewichen

Alicia Batres schätzt deren Unterstützung sehr. Die Leiterin erkundige sich häufig, wie es ihr gehe, und auch das Team biete immer wieder Hilfe an – etwa wenn es darum geht, auch im Privaten sprachliche Barrieren zu überwinden. „Ich suche gerade eine neue Wohnung und die Kolleginnen sind sehr hilfsbereit.“ Trotzdem gehen sie mit ihr um wie mit jeder anderen Kollegin auch – nicht, als wäre sie fremd.

Auch wegen des Zusammenhalts im Team sei das Heimweh vom Anfang bald gewichen. Es habe gutgetan, dass sich die Kolleginnen erkundigt und gekümmert haben. So habe sie sich weniger allein gefühlt. Wie lange sie in Düsseldorf bleiben will, weiß Alicia Batres noch nicht. Sie will die nächste Zeit abwarten und vielleicht in zwei oder drei Jahren nochmal überlegen. Im Moment jedenfalls ist sie nach eigener Aussage: „super glücklich“.



# Möbel machen was mit Menschen

Das Café Ariadne ist eine Tagesstätte für wohnungslose Frauen – und eingerichtet wie ein schickes Café. Das hat seine Gründe.

**D**raußen ist keine Umgebung zum Runterkommen. Der Bahnhofsvorplatz ist nur wenige Meter entfernt, vor dem Haus fahren die Busse im Dreiminutentakt ab, die meisten, die hier vorbeikommen, gehen schnellen Schrittes.

Wenn man die Tür mit dem blauen Schild „Café Ariadne“ öffnet, blickt man jedoch in eine andere Welt: Gedeckte Farben, grüne Pflanzen an der Wand, einladende Sitzgruppen mit Sofas, Barstühlen oder Sesseln, gedämpftes, aber nicht schummriges Licht. Eine Oase in der Hektik des Düsseldorfer Alltags, ein Ort, der in keinem Gastro-Tipp auftaucht. Das Café Ariadne ist eine Tagesstätte für wohnungslose Frauen.

„Das ist schon ein besonderer Raum“, sagt Eileen Mokaied. Sie leitet die „Ariadne“, eine Einrichtung der Diakonie Düsseldorf in Kooperation mit der Landeshauptstadt Düsseldorf, zu der neben dem Café auch eine Notübernachtung für Frauen und eine Beratung gehören, damit die Frauen ihr Leben mit Unterstützung wieder sortieren können. „Als wir vor wenigen Monaten das erste Mal hier standen, in einem kahlen, sehr großen Ladenlokal

ohne viel Tageslicht, wussten wir, dass es hier etwas anderes braucht als eine Standardausstattung für eine Tagesstätte.“ Ein Kollege im zentralen Einkaufsreferat der Diakonie stellte dann den Kontakt zu Innenarchitektin Kathrin Schmack her. Und die war sofort begeistert, sich um den Raum kümmern zu dürfen. „Es hat sofort ein großes Verständnis mit den Mitarbeiterinnen der Tagesstätte gegeben“, sagt sie. „Wir wussten sehr schnell, was wir hier schaffen wollen. Ich bin davon überzeugt, dass ein Raum wahnsinnig viel mit Menschen machen kann.“

## Über Würde und Wertschätzung

Ein Raum sollte es sein, in dem Frauen zur Ruhe kommen können, weil sie sonst nicht viel Ruhe im Leben haben – weil sie wohnungslos sind oder von Wohnungslosigkeit bedroht, weil sie Gewalt erfahren haben, finanzielle Probleme haben oder psychisch am Ende sind. Ein Raum, der ihnen Schutz bietet, in dem Männer nichts zu suchen haben. Ein Raum, der wie ein normales Café aussehen und funktionieren soll, damit die Hürde, ihn zu betreten, möglichst niedrig ist. Ein Raum, der Würde

und Wertschätzung ausstrahlt, weil es das ist, was viele Besucherinnen lange Zeit nicht erfahren haben.

All das haben Kathrin Schmack und die Mitarbeiterinnen der Ariadne geschafft. Es gibt Sitzgruppen, Tische, Sofas und Sessel, die den großen Raum in kleine Einheiten unterteilen, die Schutz signalisieren. Die Farben in Erd- und Grüntönen, die bepflanzte Wand an der Stirnseite und das gedeckte Licht lassen die Augen ruhen. Die hochwertigen Leder- und Holzmöbel könnten auch in einem Café am Rhein stehen. Ganz umsonst war das natürlich nicht. Aber auch dafür gab es eine Lösung. So hat Kathrin Schmack neben günstigen Standard-Möbeln auf aufbereitete gebrauchte Möbel gesetzt. „Teilweise haben uns andere Kund\*innen, die wir neu eingerichtet haben, ihre gebrauchten hochwertigen Möbel günstig überlassen“, erklärt sie. „Das passt wunderbar zu den Biografien der Frauen“, sagt Eileen Mokaied. „Wir hoffen, dass diese Anlaufstelle auch für manche Frauen eine zweite Chance im Leben sein kann.“ Möglich wurde das Ganze durch Spenden. So hat beispielsweise die UPS Foundation rund 44.000 Euro für die Ausstattung gegeben.

Die Reaktionen der Besucherinnen haben Bände gesprochen. „Wir hatten alles – von Tränen über Jubellaute bis hin zu Ungläubigkeit, dass dieser Raum für sie sein soll“, berichtet Eileen Mokaied. Es gebe jetzt Frauen, die fast täglich kommen und die ganze Öffnungszeiten blieben. „Das war ja unser Wunsch, dass es ihr Raum wird“, sagt die Sozialarbeiterin. Auffällig sei, wie vorsichtig die Besucherinnen mit dem Interieur umgingen. „Man merkt richtig, wie sie diesen Raum schützen wollen.“ So wie der Raum die Frauen schützt, die ihn betreten.

Text Christoph Wand  
Fotos Violetta Odental

# Diagnose Demenz

## Was Betroffene und ihre Angehörigen jetzt brauchen

Gespräch Kira Küster

Britta Keil leitet das Kompetenzzentrum Demenz der Diakonie Düsseldorf in Gerresheim. Sie berät und begleitet alle, die Fragen rund um das Thema Demenz haben – Betroffene, Angehörige und Interessierte.

**Frau Keil, wie können Sie einem Menschen, der gerade erfahren hat, dass er eine Demenz hat, weiterhelfen?**

Ich höre mir zuerst an, mit welchen Fragen oder Ängsten dieser Mensch zu mir kommt. Ich nehme ihn ernst, denn Demenz ist eine wirklich schwerwiegende Diagnose. Dann schaue ich, was ich für die\*den Betroffene\*n tun kann. Denn ihr\*sein Leben kann trotz dieser Diagnose weiterhin erfüllt sein. Es gibt viele Angebote, die so lange wie möglich für ein selbstständiges Leben sorgen. Dabei stehe ich beratend zur Seite.

**Wie gehen Sie dabei vor?**

Zunächst mache ich mir ein genaues Bild von der Person und ihrer Lebenssituation. Denn so individuell die Person ist, mit der ich zu tun habe, genauso individuell ist ihr Umgang mit der Demenz. Mitunter melden sich Menschen bei mir, bei denen die Demenz schon in relativ jungen Jahren auftritt, wenn die Person vielleicht noch im Berufsleben steht. Dann ist es wichtig zu schauen, ob es beim Arbeitgeber alternative Einsatzmöglichkeiten für die gibt oder ob Frührente ein Thema ist. Für Menschen, deren Demenz noch in einem sehr frühen Stadium ist, gibt es in einigen Städten spezialisierte Gruppenangebote. Betreuungsgruppen und Tagespflügen können ebenfalls Entlastung bieten. Menschen in einem sehr frühen Stadium der Demenz können hier aber mit Angst und Widerstand reagieren, wenn sie Menschen in einem fortgeschrittenen Stadium erleben. Eine gute Beratung erfordert viel Feingefühl.

**Und wie sieht Ihre Beratung für Menschen aus, deren Demenz schon weiter fortgeschritten ist?**

Hier spreche ich in erster Linie mit den Angehörigen, weil diese Betroffenenengruppe meist nicht mehr selbst anrufen kann. Wichtig ist mir, die Person mit Demenz in ihrer Ganzheit zu sehen: Was braucht sie? Ich frage ihre Angehörigen meistens nach den Dingen, die sie gerne macht, nach Hobbies und dergleichen. Es gibt wunderbare Kreativangebote, bei denen sich Menschen mit Demenz ganz anders

ausdrücken können und Spaß dabei haben. So ein Angebot ist zum Beispiel der Raum D der Künstlerin Corinna Bernshaus in Düsseldorf.

Außerdem suche ich nach ehrenamtlichen Angeboten wie zum Beispiel „DA für dich“ in Düsseldorf. Dieser häusliche Besuchsdienst kann zusätzlich zu dem Besuch einer Betreuungsgruppe unterstützen: Die geschulten Helfer\*innen besuchen den Menschen mit Demenz, sind Gesprächspartner\*innen, lesen vor, hören zu und bieten individuelle Beschäftigungsmöglichkeiten an, wie zum Beispiel Spaziergänge oder Café-Besuche. Die Betroffenen und die sie umsorgenden Angehörigen sollten ohnehin in ein gutes Unterstützungsnetz eingebunden werden: Menschen mit Demenz brauchen Gesellschaft und die Angehörigen Entlastung.

**Und wie können Sie Angehörige wie Kinder, Enkel oder (Ehe-)Partner\*innen unterstützen?**

Ich sage gerne: Demenz ist eine Familiendiagnose. Alle Mitglieder einer Familie sind von dieser Diagnose betroffen. Der Mensch mit Demenz vergisst irgendwann, dass er vergisst, aber die Angehörigen nicht. Für sie bleibt die Krankheit eine stetige Herausforderung. Die Angehörigen müssen sich nicht nur von ihrer angestammten Rolle verabschieden und eine neue Rolle einnehmen: Manchmal kommt es sogar zu einem Rollentausch. Die Diagnose einer Demenzerkrankung stellt eine große Belastung dar und wirft viele Fragen auf. Es ist nicht einfach, mit den eintretenden Veränderungen umzugehen und gleichzeitig die persönlichen Grenzen nicht zu überschreiten.

**Was raten Sie Angehörigen?**

„Lassen Sie sich unbedingt helfen; versuchen Sie nicht, alles alleine zu stemmen“ – das ist mein Credo für Angehörige. Einen dementen Menschen zu betreuen, ist eine Herausforderung, die oft unterschätzt wird. Viele Angehörige scheuen sich Hilfe anzunehmen – aus Scham oder aus falsch verstandener Loyalität. Der Ehemann einer demenziell veränderten Frau sagt dann: „Ich habe vor 40 Jahren versprochen, dass wir zusammenhalten und alles gemeinsam schaffen.“ Aber das hat er versprochen, als er jung und gesund war. Es gibt Fälle, da gehen die Angehörigen früher in die Knie als der Mensch mit Demenz. Das gilt es unbedingt zu vermeiden.

Mehr Informationen unter: [www.diakonie-duesseldorf.de/kompetenzzentrum-demenz](http://www.diakonie-duesseldorf.de/kompetenzzentrum-demenz)

## Düsseldorfer Bahnhofsmision wird 120

Seit 120 Jahren engagieren sich Menschen in der Bahnhofsmision mitten im Düsseldorfer Hauptbahnhof. Was mit der Fürsorge für junge Frauen, die in die Großstadt kamen, begann, ist mittlerweile eine umfangreiche soziale Arbeit: Das ökumenische Team ist da für Menschen, die gerade Hilfe brauchen. Manchmal ist es nur ein Euro für die Bahnhofstoilette, der fehlt, manchmal eine akute Lebenskrise. Andere brauchen Unterstützung, um an ihr Reiseziel zu kommen, wieder andere eine Ansprechperson, die ihnen bei ihrem Wohnungs-, Schulden- oder Suchtproblem weiterhilft. Für Eltern und ihre Kinder ist die Kinderlounge da, die zum Spielen, Stillen oder Wickeln einlädt. Dazu erkunden Quartiersspaziergänge die Perspektiven der Bahnhofsumgebung. Nach 120 Jahren ist die Bahnhofsmision unerlässlich wie eh und je und vielseitiger als je zuvor.

## Beratung auch ohne Wissen der Eltern

Kinder und Jugendliche können sich auch ohne Einverständniserklärung der Sorgeberechtigten an die Evangelischen Beratungsstellen für Ehe-, Erziehungs- und Lebensfragen der Diakonie Düsseldorf wenden. Darauf weist Sachgebietsleiter Jens Duisberg hin. „Früher durften Kinder und Jugendliche ohne Wissen der Eltern nur in eine Beratungsstelle, wenn eine sogenannte Not- oder Konfliktlage vorlag. Wann eine Not- oder ein Konfliktlage bestand, entschieden die Erwachsenen. Das hat der Gesetzgeber nun anders und besser geregelt. Kinder und Jugendliche dürfen sich jetzt auch bei kleineren Problemen wie zum Beispiel Liebeskummer oder Streit in der Schule beraten lassen. Und das ohne die Eltern vorher informieren zu müssen. Schließlich wollen viele Kinder und Jugendliche ihre Eltern nicht zusätzlich mit Sorgen belasten oder ihre Fragen erst einmal in einem geschützten Raum ohne Eltern loswerden.“

Die Diakonie hat fünf solcher Beratungsstellen in Düsseldorf, die Kontaktdaten sind unter [www.diakonie-duesseldorf.de/beratungsstellen](http://www.diakonie-duesseldorf.de/beratungsstellen) zu finden.

Dialog No. 7 / 2022 — Armut

### Herausgeber

Der Vorstand der Diakonie Düsseldorf –  
Gemeindedienst der evangelischen Kirchengemeinden e. V.

### Redaktion

Anne Wolf (verantwortlich), Julius Kohl,  
Kira Küster, Christoph Wand  
Freie Mitarbeiter\*innen: Thomas Becker,  
Karl Grünberg, Lucia de Paulis,  
Carolin Scholz

### Redaktionssekretariat

Katharina Fornfeist  
Platz der Diakonie 3, 40233 Düsseldorf  
Telefon 0211 73 53 299  
E-Mail [info@diakonie-duesseldorf.de](mailto:info@diakonie-duesseldorf.de)

### Coverfoto & Bildstrecke

Tamara Eckhard

### Fotos

Gerald Biebersdorf, David Ertl,  
Karl Grünberg, Florian Kopp,  
Violetta Odenthal, Bernd Schaller

### Lektorat

Maike Kleihauer

### Gestaltung & Art-Direktion

Fons Hickmann M23, Berlin  
Prof. Fons Hickmann, Kathrin Siebenhandl,  
[m23.de](http://m23.de)

### Druck

Tannhäuser Media, Düsseldorf

### Papier

Circleoffset Premium White,  
100 Prozent Altpapier,  
Umweltzertifizierungen:  
Blauer Engel, Ecolabel, FSC

### Auflage

10.000

### Erscheinungsweise

halbjährlich

### Spendenkonto

Diakonie Düsseldorf  
IBAN DE87 3005 0110 0010 1057 57  
BIC DUSSDEDDXXX

### Im Netz

[diakonie-duesseldorf.de](http://diakonie-duesseldorf.de)  
[facebook.com/diakonie.duesseldorf](https://facebook.com/diakonie.duesseldorf)  
[twitter.com/diakonie\\_ddorf](https://twitter.com/diakonie_ddorf)



# Für alle Fragen rund ums Leben im Alter



Beratung. Begleitung. Pflege.  
Oder einfach nur ein offenes Ohr.  
Was auch immer Sie brauchen:  
Rufen Sie an. Wir sind für Sie da.

Diakonie-Beratungshotline

Leben im Alter

0211 7 35 35 51

montags bis freitags 9.30 – 17 Uhr

[www.diakonie-duesseldorf.de](http://www.diakonie-duesseldorf.de)

**Diakonie**  **Düsseldorf**

